

XVI. Jahrgang · Heft 6 · JUNI 1936

Preis RM. 1.—

Sächsische
Landesbibliothek
16. DEZ. 1991

DER QUERSCHNITT



Herausgeber: E. F. v. GORDON

Sächsische

Z	8°
---	----

 1291
 Landesbibl.

M A R T I N B L O C K

ZIGEUNER

Ihr Leben und ihre Seele

Dargestellt auf Grund eigener Reisen und Forschungen
220 Seiten Text und 99 Abbildungen auf 64 Kunstdrucktafeln
In Ganzleinen gebunden 5,80 RM.

*

„Auf eine sehr angenehme, leicht zu lesende Art erfährt man, woher die Zigeuner stammen, was uns ihre Namen sagen und wie viele Zigeuner es auf der Erde wie in den einzelnen Ländern gibt, von ihrer Rasse und Rassenpflege, von ihren Gebärden, ihrem Gruß und ihrer Sprache, von ihrer Küche, ihrer Tracht, ihren Bräuchen, Märchen und Liedern, ihren Erwerbsquellen und ihrer Stammesorganisation, ihrer Musik und ihren Tänzen, kurz, von ihrem Leben und ihrer Seele. All dies auf wissenschaftlicher Grundlage, jedoch ungemein lebendig geschrieben. Es ist ein interessantes Buch, das viele Vorurteile und falsche Meinungen wegfezt.“ (Hamburger Fremdenblatt, Hamburg, 25. April 1936)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG., LEIPZIG

4-1/2

DER QUERSCHNITT

XVI. Jahrgang

Berlin, Juni 1936

Heft 6

INHALT

<i>Peter Li</i> , Vom Gesicherten und Ungesicherten Leben	323
<i>Boris v. Borresholm</i> , Die „Sandbank“ von 1900	327
<i>Peter Gan</i> , Elegie auf das Biedermeier	331
<i>Wolfgang Stendel</i> , Hochwohlgeboren	333
<i>Werner Finck</i> , Ich sitze zwischen zwei Stilen	336
Wie wir uns fanden	339
<i>Wilmont Haacke</i> , Mietskasernen als Zeugen	341
<i>Paul Eugen Riedel</i> , Der Menschenkenner	343
Zeitungsanzeigen der Jahrhundertwende	345
<i>Lille Plys</i> , Wie erziehen wir unsere Eltern?	347
<i>Theo Champion</i> , Aus meinem Leben	352
<i>Ernest Hemingway</i> , The man with the Tyrolese hat	354
<i>Eberhard Schultz</i> , Franz Marc	357
<i>P. G. Wodehouse</i> , Zweierlei Methode	359

Marginalien:

Richard Drews, Beichte eines Unmodernen | *Eberhard Schultz*, Das entfesselte Kabarett | *Peter Li*, Berliner Kunstwochen | *Alfred Neugass*, *Lou Albert-Lasard* und *Rilke* | *Postlagernde Briefe* | *Sven Schach*, *Britische Aquarelle in Wien* | *O. Brattskowen*, Vom Kunstmarkt | *Schallplatten- und Bücherquerschnitt*

Umschlagbild von Paul Scheurich

Nachdruck und Übersetzung verboten / Copyright 1936 by Heinrich Jenne Verlag, Berlin

Herausgeber: E. F. v. Gordon

Die Mannigfaltigkeit deutschen Wesens spiegelt die

Illustrierte Zeitung Leipzig

Künstler und Wissenschaftler von Ruf arbeiten an jedem Heft mit; sie verleihen ihm die Lebendigkeit des Ausdrucks und die Vollkommenheit der Form.

Die Hefte

Niedersachsen, Braunschweig,

Das deutsche Heilbad

sind geschlossene Darstellungen deutscher Landschaft.

Die Schaumwein-Nummer und

Hundert Jahre deutsche Eisenbahn

greifen wirtschaftliche Gebiete auf, und die

Luftfahrt-Nummer oder das

Saar-Heft

waren politische Taten dieser führenden deutschen Illustrierten. Jedes Heft berichtet zugleich die wichtigsten Tagesereignisse im In- und Ausland.



Die Illustrierte Zeitung Leipzig kostet monatlich 3.95 RM.

Im Vierteljahr erscheinen jeweils 13 Hefte



Das ist nur 30 Jahre her!

Alfred Kubin

VOM GESICHERTEN UND UNGESICHERTEN LEBEN

Von
PETER LI

In den Wagen der Berliner Straßenbahn hängt ein Schild mit der Aufschrift „Suche Dir stets einen Halt!“ Der Verfasser dieses Imperativs kennt den Segen des gesicherten Lebens. Man kann ihn sich als einen gütigen älteren Herrn vorstellen, Ende 50, Anfang 60, an den Schläfen leicht ergraut, mit freundlicher Hornbrille, von einer Sorgenfalte leicht beschattet, Verkehrsbeamter und Vater zweier Kinder, einer mit einem Steuersekretär verheirateten Tochter und eines Sohnes, der gerade im Referendarexamen steht.

„Suche Dir stets einen Halt!“ war von jeher die Losung seines Lebens. Er kannte es nicht anders. Er ist damit aufgewachsen. Denn die ersten vierzig Jahre seines Daseins umspannen den Zeitraum von 1875 bis 1914. Es war die Epoche des *gesicherten Lebens*.

In den Straßenbahnwagen der Vorkriegszeit war das „Suche Dir stets einen Halt“ allerdings nicht zu lesen. Sei es, weil man genug Halt hatte und ihn nicht

zu suchen brauchte, sei es, weil die Bahnen noch langsamer fuhren. Trotzdem schlägt jener Aufruf, wenn auch mühselig, eine Brücke zwischen zwei Zeitaltern, die voneinander vielleicht weiter entfernt sind als die Gegenwart vom 17. Jahrhundert.

Einige Vokabeln des gesicherten Lebens: Gebildet / Höhere Schule / Konfirmationsanzug / Einjährig-Freiwillig / Beziehungen / Erfolg / Karriere / Beamtenlaufbahn / Militäranwärter / Haus- und Grundbesitzerverein / Großkaufmann (das gab es damals!) / Industripapiere / Grund und Boden / Bankkonto / Kasino / Kaisers Geburtstag / Hofball / Parade / Herrenhaus / Dreiklassenwahl / Höhere Tochter / Sonntagsspaziergang / Tanzstunde / Pensionat / Mitgift (auch das gab es!) / Familientag / Kaffeekränzchen / Kegelklub / Dampferpartie / Skat.

*

Mit dem Skat fängt das gesicherte Leben an. Aber schon hier scheiden sich die Geister. Es gibt ja nicht nur Geschichtsepochen des gesicherten und ungesicherten Lebens, auch die Menschen untereinander teilen sich in gesicherte und ungesicherte. Die einen reizen auf keinen Fall über 24, selbst wenn sie einen sicheren „Grand“ in der Hand haben, die andern reizen über 40, ja über 60 bis weit ins unsichere Gelände. Und manchmal verlieren sie auch. Aber sie lieben die Gefahr, das Abenteuer und das Ungewisse . . .

Die Vorkriegszeit war das gesicherte Leben schlechthin. Die Ungesicherten waren für den Kleinbürger das „Gelumpe“, für den „Gebildeten“ die „Boheme“. Das gesicherte Leben errichtete Mauern und Zäune zu seiner Sicherung. Und es wäre ein Mißverständnis, zu meinen, daß hinter den Zäunen etwa nur die Beamten lebten. Hier wohnte das ganze gesicherte Leben, vor allem auch die, die sich modisch-dekadent gebärdeten, Kaffeehausliteraten, Jugendstilkünstler und natürlich die Masse des gebildeten Bürgertums.

Doch das Vergnügen über den Anblick jenes eingezäunten Lebens hat seine Grenzen. Denn in demselben Bezirk wohnt neben dem „Gebildeten“ und dem Subalternen zugleich der *Unternehmer*. Jener Unternehmer, der sich und seine Arbeit einsetzt, der nicht nur fleißig gräbt und hackt, erfindet und Fabriken baut, sondern der weitschauend und großzügig Neues plant, über die Grenzen lebt, andere Kontinente erobert, immer mit dem *Risiko*, alles zu verlieren, was er besitzt. Diese weltweite männliche Kraft gehört den Rittern des gesicherten Lebens auf ihrem Ritt ins Ungewisse. Ein paar Namen stehen im Buch der Geschichte: Krupp, Carl Peters, Zeppelin . . .

*

Das Hauptprodukt der Epoche aber war der „Bildungsphilister“. Unsere Zeit lacht über ihn und vergißt dabei, daß sie schon längst den Ersatz gezüchtet hat: den „Sportphilister“. Das Philisterium beruht bekanntlich auf einer Art geistiger Arterienverkalkung, wobei es gleichgültig ist, ob der Erkrankte am Konversationslexikon oder am 87. Fußballentscheidungskampf zwischen B. T. D. und Klara C. S. V. zugrunde geht. Bezeichnend ist der Mangel an innerer Unruhe und Bewegung. Das gilt nicht nur für den einzelnen, es gilt auch für die Völker. Auch dort, wo der *Ruf nach Sicherheit* zum Grundprinzip der Politik erhoben wird. Man kann sich aber auch zu Tode sichern. Wobei es wiederum gleichgültig ist,

ob das durch Kollektivpakte geschieht oder durch die ausschließliche Verbürokratisierung des Lebens.

Denn des Bildungsphilisters „Pendant“ ist der *Subalterne*. Er ist das überzüchtete Produkt jener Epoche, die das Schöpferische, die geniale Konzeption, den Erfindergeist und den Erobererdrang allmählich aus dem Alltag ausschaltete, um ihm in der guten Stube in Gestalt von Büsten, Kolossalöldrucken und Klassikerausgaben ein weit ungefährlicheres Denkmal zu setzen. In dieser Zeit wird der „*Virtuose*“ erfunden, jene antipodische Maskottfigur des Subalternen, der *Virtuose*, der mit wallender Künstlermähne, dämonischem Blick und einer titanenhaften Gebärde dem Subalternen durch sein Dasein zu versichern hat, daß der Staat etwas für die Kunst tut. Er sollte die Versicherung gegen die Verspießung des allzu gesicherten Lebens sein.

Die Welt der Gesicherten brach zusammen und mit ihr eine ganze Weltanschauung. Den Schicksalsstürmen der Zeitenwende war weder das Gehalt, geschweige die Pension, noch die Kraft der Subalternen gewachsen. Die Unsicherheit wurde zum Kennzeichen der neuen Zeit. Der Neuaufbau mußte ganz von vorn beginnen. Das Plüschsofa und die Öldrucke, die ungelesenen Klassiker und die falschen Marmorbüsten der Virtuosen wären vielleicht nie so schnell verschwunden, wenn sie nicht bei diesem großen Umschmelzungsprozeß eine kleine Rolle für den Althändler gespielt hätten. Ein Mittagessen brachten sie immer noch ein. Das war bedeutsam. Denn die Vokabeln: Inflation / Wirtschaftskrise / Berufskampf kennzeichneten diese Zeit.

Nirgend zeigte sich die Unsicherheit der gesicherten Generation so klar wie in ihrem Verhältnis zur Jugend. Es hat wohl selten eine Zeit gegeben, die mehr über die Jugend geschrieben und gedacht hat, als die hinter uns liegenden Umbruchsjahre. Und selten ist eine Jugend weniger verstanden, selten ist sie weniger *geführt* worden. Die Autonomie der Jugend ist da im Grunde nur ein Ersatz. Sie füllt die Lücke der verlorengegangenen Autorität. Wenn die Väter sich das bei ihren Großvätern geleistet hätten, was die Söhne sich mit den Vätern herausnahmen — das Zeitalter um die Jahrhundertwende hätte im Zeichen der Enterbung gestanden! Dafür hatten die Enkel zwar Freiheit, aber zugleich die schwere Aufgabe des Aufbaus aus der Unsicherheit.



Wilhelm Busch

DER KUSS IM JUGENDSTIL

- Der Naturforscher:* Der Kuß ist das Vereinigen zweier entgegengesetzter Pole, aus welchen derselbe gleichsam als elektrischer Funke hervorspringt.
- Der Moralist:* Der Kuß ist das Zeichen der Gemeinschaft des Leibes und kann daher rechtmäßig nur in der Ehe statthaben.
- Der Arzt:* Der Kuß ist diejenige Art der Bewegung der Labialmuskeln, durch welche die Lippen erst gepreßt, dann plötzlich losgelassen werden; der Kuß ist daher streng wissenschaftlich als eine Art von Krampf zu bezeichnen.
- Der Sprachkundige:* Der Kuß ist ein onomatopoetisches Wort, da in demselben das Schnelle der Handlung durch den kurzen Vokal vortrefflich nachgeahmt wird.
- Der Altertumsforscher:* Der Kuß ist eine von den Griechen und Römern auf uns überkommene Sitte, über deren wahre Bedeutung man nicht im reinen ist. Wahrscheinlich ist er ein Sinnbild der die Erde treffenden Sonnenstrahlen und als solcher mit dem ganzen Sonnenkultus aus dem Orient stammend.
- Der Schwärmer:* Der Kuß ist eine symbolische Handlung, in welcher das Herabneigen des Himmels zur Erde und ihre mystische Vereinigung dargestellt wird.
- Der Philosoph:* Der Kuß ist das Sichfortbewegen des Begriffs der Lippen, wodurch eine quantitative Differenz des Seins sich in der quantitativen Differenz des anderen Seins so setzt, daß daraus die Identität des Subjekt/Objektes und Ideal/Realen entsteht.
- Der Witzling:* Der Kuß ist der Guß einer Seele in eine andere. Das Zusammenpressen der Lippen ist das Pressen der Zitrone in die fade Limonade des Lebens. Dieser Druck ist der Ausdruck des Eindrucks, den das Herz erhalten hat. Er ist der einzige Druck, der nachher keiner Zensur unterworfen wird, — und hier haben wir *Preßfreiheit*.
- Der Jurist:* Der Kuß ist gar nichts, denn er läßt sich weder als dingliches Recht, noch als Obligatio auffassen. Einige haben ihn zum Familienrecht gerechnet und ihn nach Analogie der Dos behandeln wollen; allein die L. 74. D. de dote constit. läßt sich durchaus nicht auf den Kuß anwenden. Am ehesten könnte man das Küssen als eine donatio inter vivos auffassen.
- Der Liebende:* Der Kuß ist — der Himmel!

(Aus den „Fliegenden Blättern“ 1901)

Die Balancierstange. Vater und Sohn unterhalten sich über einen Seiltänzer.

Sohn: Vata, wat hat der denn da 'forne Stange?

Vater: Det's seine Blangsierstange.

Sohn: Zu wat braucht er denn die?

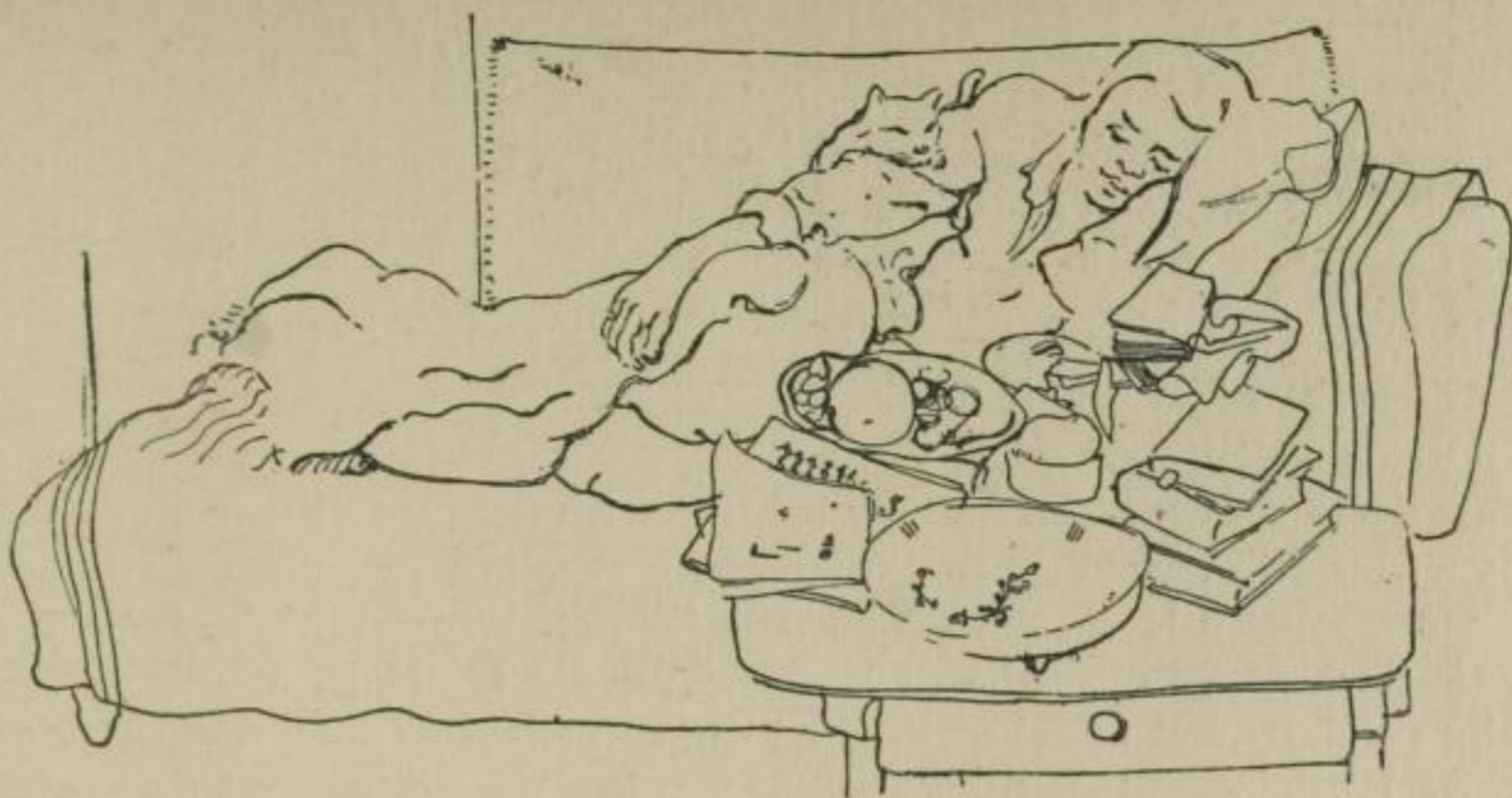
Vater: Da halt er sich dran feste.

Sohn: Ick denke, er brauch sich nich halten — er looft so?

Vater: Schafskopp! An wat muß er sich doch halten; sonst fällt er ja runta.

Sohn: Aber, Vata — wenn nu die Blangsierstange fällt?

Vater: Unsinn! Wovon soll se denn fallen? Er halt ihr ja feste.



„Nur ein Viertelstündchen“

Pudlich

DIE „SANDBANK“ VON 1900

Von

BORIS v. BORRESHOLM

Motto: Wir wollen endlich unsern Plüsch!

Als Wagner zu Ehren seines 60. Geburtstages eine komplette Plüschmöbelgarnitur geschenkt bekommen hatte, herrschte unter seinen Freunden eitel Wonne. Denn das Plüschmöbel war das Ideal zur Zeit unserer Eltern. In gerechter Erbfolge nahmen damals Kleinbürger, Mittelstandsgenießer, Provinzler, Bildungskretins und all die Glücklichen-Verdauenden ihren Sessel ein, um ihre Epoche des Bunten-Tapeten-Stils zu inaugrieren. Nach dem Zeitalter der nationalen Kriege und des ultramontanen Martyriums wucherte das Unternehmertum der Gründerjahre verschwenderisch in die Höhe. Diejenigen, die den notwendigen *Lebensbedarf* erzeugten, hatten *Mangel* daran; bei denen, die ihn nicht erzeugten, war er im *Überfluß*. Die *Fortschritte der Zivilisation* offenbarten sich in einer hemmungslosen Industrie, gewaltigen Spekulation und stilllosem Luxus. Der Charakter der Städte wurde kosmopolitisch; sie überboten sich einander in grenzenloser regelmäßiger Häßlichkeit, indessen das Land sich eines gähnenden Friedens erfreute.

Das ist das erste Kapitel in Zolas „Nana“, die Premiere der „Blonden Venus“. Ein Olymp von Pappe. Jupiter hadert mit Juno wegen der Abrechnung der Köchin. Venus, üppig in weißer Tunika, schreitet lachend zur Rampe und trällert ihr Couplet. Die Götter steigen inkognito zur Erde nieder, in eine Spelunke am Fastnachtsdienstag. Jupiter ist der König Dagobert, der die Hosen verkehrt anhat und mit einem Wäscher mädchen Cancan tanzt, Phöbus der Postillon von Lonjumeau, Minerva eine Amme aus der Normandie, Mars ein Schweizer Admiral mit Schnauzbart, Neptun ein Herr mit Ballonmütze und Schmachlocken, Vulkan ein Schmied mit tätowierten Armen, Venus ein Fischweib, ein Tuch um den Kopf, mit entblößtem Busen, Diana ein Bébé in Musselin. Schlußtableau. Hymnus zum Preis der Venus. Klatschkatarakte im Parkett und in den Logen.

Für Zola war dies das Symbol einer Epoche. „Ein Karneval der Götter, dieses Stück, das den Olymp in den Schmutz zog, eine Religion, eine poetische Welt in ihrer Gesamtheit verhöhnte, schien ein auserlesenes Labsal. Der Taumel der Ehrfurchtslosigkeit bemächtigte sich des Publikums. Man trampelte auf der Legende herum, man zertrümmerte die alten Bilder.“

*

Wo waren auf der Höhe der Gesellschaft die Menschen, die die revolutionäre Zeit auf ihr Schwungrad genommen und nach oben geführt hatte, die Häupter der neuen sozialen Ideen, das gesellschaftliche Unterhaus der Nation? Wo war die Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts, die Frucht eines halbhundertjährigen Völker- und Ideenkampfes und der fortschreitenden Zivilisation? Eine traurige Frucht war dieser sogenannte „Fortschritt“, der die verderblichste aller Aristokratien, die des *Geldes*, zu der Aristokratie der Geburt hinzugefügt und eine habgierige Meute von Emporkömmlingen zu Herren des Landes gemacht hatte.

In die Blüte des ersten selbständigen Denkens, in das zaghafte Erwachen eines neuen ethischen Wollens brauste zerstörend der Nihilismus eines neuen hypothetischen Weltbildes. Die ganze alte Welt der Religionen und Philosophien stürzte zusammen, Ströme des alten Denkens unterbrandeten die Stufen des neuen Baues, und die Stabilisierungsprozesse und Ansätze des neuen Wollens mißbrauchten den gehetzten Jüngling, dessen einzige Kraft seine schmachvoll amputierte Jugend war. Auf der einen Seite feierte man diese Jugend als Symbol, in Wahrheit aber unterdrückte man sie völlig als Zeitalter. Und nach hundert Jahren des qualvollen Aufstiegs, des Hoffens aller geistigen und sittlichen Kräfte, stand alles wieder am Anfang. Und im Anfang war der Beamte.

*

Wenn irgendwelche Ideale dem Wechsel der Zeiten unterworfen sind, so sind es die *Ideale des Rückschritts*. Wenn irgendein Konflikt naturnotwendig ist, so ist es der Konflikt des Geistes mit der gesellschaftlichen Macht. Wo dieser Konflikt nicht vorhanden ist, ist es nicht ein Zeichen dafür, daß die gesellschaftliche Macht einsichtsvoll oder nachgiebig wäre, sondern vielmehr ein Zeichen dafür, daß der Geist stagniert. Es bedurfte einer ungeheuren, schier übermenschlichen Anstrengung, um das Volk der Dichter und Denker, das wir bis dahin waren, in ein Volk von Technikern und Politikern, in das Weltgewaltige von gestern und heute umzuschaffen. Diese Überanstrengung hatte einen gewaltigen Verlust an Persönlichkeit und Innerlichkeit zur Folge. Damit unsere Eltern wesentlich ein Volk von Armen und Beinen wurden, mußten sie ihr Bestes unterdrücken. Hier liegt die Ursache ihrer betonten Maschinenmäßigkeit.

In einer Zeit, wo die nackte wirtschaftliche Zahl ihre Herrschaft anzutreten begann, war die Kunst nur noch eine Art Gegenmittel gegen die primitive Prunksucht. Statt dunkler Gewölbe und winkliger Gassen entstanden die erkergeschmückten, stucküberladenen Bürgerpaläste, Siegesalleen mit Brunnen und Denkmälern, Mammutbauten einer lärmvollen steinernen Kraftmeierei und Kulträume in der Art spiegelwändiger Bierhallen. Das „Erbe der Väter“ rechtfertigte den eklektizistischen Unfug der Enkel. Sie legten sich den Stil aller Vergangenheit um wie

DER STIL VON GESTERN



Sammlung Handke

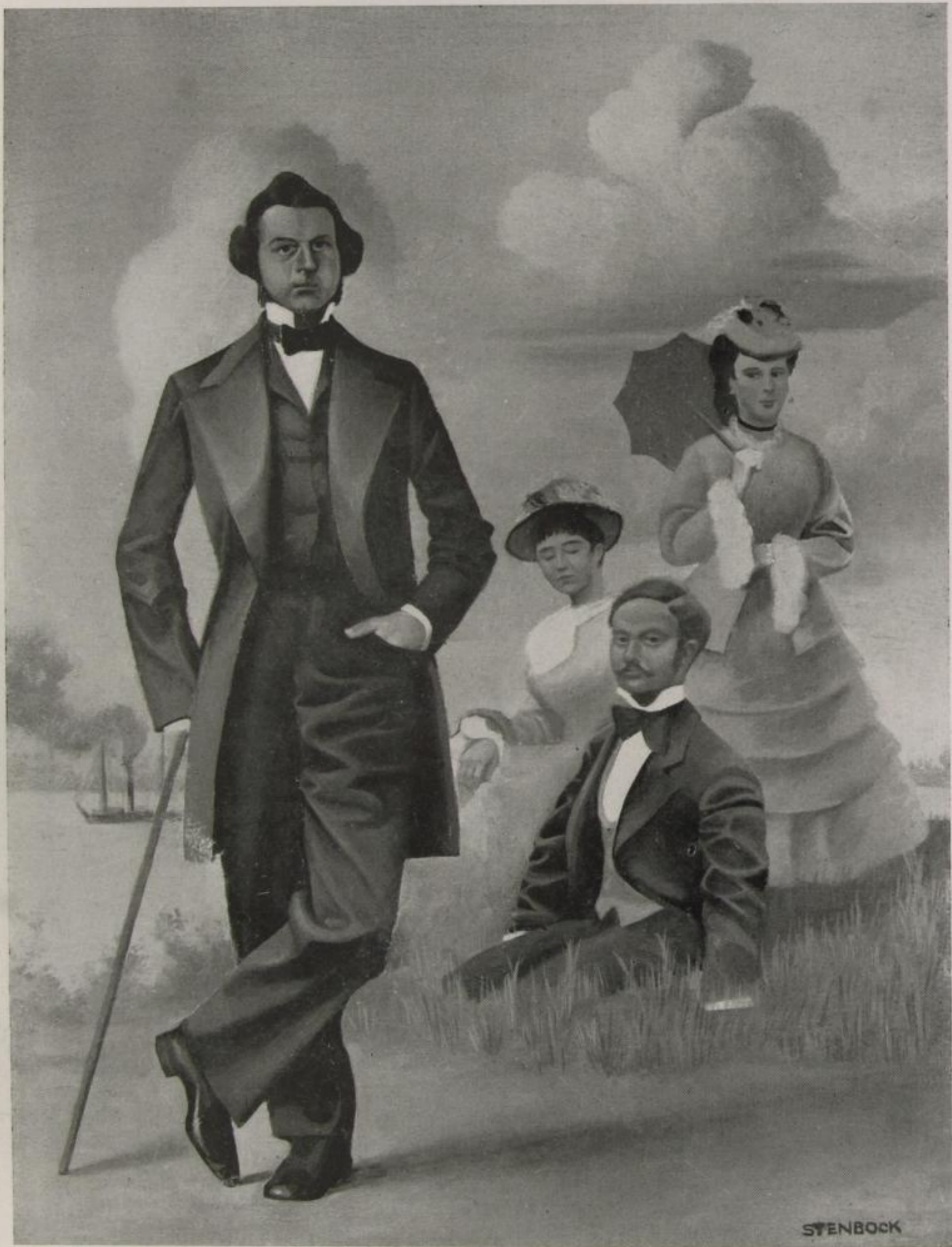
Gemälde von Kurt Eckwall

„Annäherung“



Strandbild 1901

Fot. Keystone / Weltbild



„Unsere Eltern“

Gemälde von Nils Stenbock



Sammlung Handke

Die Alpenpartie (1850)

Zeichnung von E. Guérard



Abfahrtlauf bei den Olympischen Winterspielen 1936

Fot. Karl Müller, Freiburg i. B.

Theatergewänder. Romanisch und gotisch, Renaissance und Barock, Rokoko und Empire, Louis I.—XV. Sie bauten, als ob die Neuzeit der „Maskenball jeder Vergangenheit“ wäre.

*

In dem Maße, wie die bürgerliche Welt allein an der Erweiterung und Erhaltung der allgemeinen Gesichertheit ihre Kraft vergeudete, in dem Maße, wie sie in ihrem eigenen unschöpferischen Leerlauf zwangsläufig ihre Zuflucht zu Idealen nahm, die für diese Zeit keine Gültigkeit mehr hatten, wie sie krampfhaft suchte nach Anpassung vergangener Symbole des Großen und Erhabenen an eine Epoche, die ganz andere Akzente der Wertung besaß, in demselben Maße verdichtete sich dieser ganze retardierende Komplex zu einer großen feindlichen Masse von *Langeweile*. Je stärker sie nach Ordnung und Solidität verlangte, desto größer wurde ihre Sehnsucht nach dem Anarchismus kleiner Ausschweifungen. Je kleiner ihr Horizont wurde, desto mehr bedurfte sie des Gegengewichts einer ungehemmten Künstlerschaft. Je enger und formalistischer sie wurde, je mehr sie eintrocknete und erstarrte, desto mehr labte sie sich an der Ungebundenheit und Schrankenlosigkeit eines Künstlertums, das sie mit Gefühl und Gemüt versorgte. Allmählich versank so das Bürgertum immer mehr in einer widerstandslosen Völlerei, in der sich eine besondere Menschenart zu bisher unerreichter Blüte entwickeln konnte: das Spießertum. Die Träger dieser Lebensform haben sich seit jeher an dem stöhnenden Plebiszit gegen den guten Geschmack in hervorragender Weise beteiligt. Als ihr Prototyp hatten die Romantiker *Nicolai* verspottet, den Berliner Aufklärer, der „den satten Rationalismus vertrat, dem die Rätsel des Lebens in alle Ewigkeit gelöst waren, der sich im Besitze alles Wissens und aller Kultur glaubte, der alles, was sich in seine engen Begriffsnetze nicht fangen lassen wollte, einfach ignorierte und damit das allein ewig verjüngende Streben und Ringen aufgab“.

Für den Spießer sind alle bedeutenden Fragen des Lebens, wie überhaupt alle tieferen Probleme der Zeit, nicht vorhanden, — solange sie seine stumpfe Gelassenheit nicht stören. Er ist ein Mensch, für den es kein Weiterkommen gibt, weil er endgültig „angekommen“ ist. Alle großen Kulturverhöhnungen der Geschichte kommen auf seine Rechnung. Aber man merkt es ihm nicht an. Seine bloße Gegenwart ist eine Beleidigung jeder schöpferischen Leistung. Sie treten zumeist gleich nach der Schule in den geistigen Ruhestand. In Massen angetreten, werden sie leicht böseartig. Der Volkswille steht dann plötzlich da als Kegelklubwille, als Gesangsvereinswille, als politisch-parteilich bedingter Kommissionswille. Der Spießer behauptet von sich, eine Weltanschauung zu besitzen, aber sein selbstbewußtstrotzendes Bekenntertum ist meist nichts als der Exhibitionismus von Hochzeitsreisenden. Er hält eine Magenverstimmung für ein metaphysisches Erlebnis, dessen Synthese zumeist von der des Bieres abhängig ist. Alle Empfindungen sind bei ihm in die herausgestellte Vorstellung eines Gefühls verlegt. Er empfindet selbst seine eigene Tragödie nur aus der Perspektive des Nachbarn. Seine Waffe ist seine geistige Kahlköpfigkeit und seine Abwehr der vorgeschobene Bauch. Die Anzahl seiner den Haushalt erschwerenden praktischen Neuerungen ist Legion. Ein Hauptteil der völlig absurden modischen Äußerungen einer Zeit verdankt ihr Entstehen, wenn nicht seiner Initiative, so doch seiner zwingenden Nachfrage.

Dem Spießer war es vorbehalten — und das kann als endgültiger Beweis für seine extreme Rückschrittlichkeit angesehen werden —, ihm war es also vorbehalten, eine physiologische Abundanz vermittels kultischer Pflege zu konservieren.

Der Bildungsstand des Spießers in jener Zeit umfaßte die Gebiete der Literatur vom Annoncenteil seiner Zeitung bis zum goldbeschrifteten Bücherrücken der Klassikerausgabe, vom Gips-Dante auf dem Sofaregal bis zum „Letzten Mann“, von der Wacht am Rhein bis zum Trompeter von Säckingen. Den Sozialismus glaubte er mit der *Verbeamtung der Arbeiterklasse*, in der das Alter die Beförderung entschied, verwirklicht, so daß jeder Arbeiter Geheimrat werden konnte, wenn er 150 Jahre alt war. . .

Nichtsdestoweniger hat das bloße Vorhandensein einer Lebensform, wie sie unsere Eltern repräsentierten, als ihren Gegenpol jene eigentümliche Kulturatmosphäre der *Bohème* hervorgerufen, deren ganze Existenz einzig in dieser eigenartigen Spannung zum Philistertum bestand, und der wir — abseits von dem langsamen Vordringen der großen Epoche des Naturalismus — u. a. das Phänomen Wedekind zu verdanken haben. Das ist, geistesgeschichtlich gesehen, die einzige positive Seite eines Lebensalters, das aus der Romantik Friedrich Wilhelms IV. herausgewachsen war, dann aber ohne Zusammenhang wie eine Sandbank im Strom einer neuen Zeitepoche dastand und von der folgenden Generation überflutet wurde.

Die Jahrhundertwende in Büchertiteln

- Töchter der Sünde, Geschichten aus dem dunkelsten Leben. Von Gustav Adolf Müller.
Ist es das Herz? Roman von Jon von Goldmar.
Gräfin Julie, Einige Kapitel Liebeswahnsinn. Von August Weißl.
Marion, die Sängerin des café chantant. Roman von Anni Vivanti.
Die verkaufte Großmutter, mit acht farbigen Beilagen von Hanns Heinz Ewers.
Schülertagebuch. Von Walter Unus.
Der Liebesbrief meiner Köchin. Von Manuel Schnitzer.
Gebet und Anfechtung. Roman von Amalie Skram (Spezialität: Eheromane).
Flucht aus der Mietskaserne. Eine Wohn- und Baugeschichte von Johann Hennrich (Schulte vom Brühl).
Stirner-Brevier: Die Stärke des Einsamen, elegant gebunden, aparte Ausstattung.
Kathinka von Rosen: Zur Dienstbotenfrage.
Der Schmetterlingskuß: Tagebuch einer Zwanzigjährigen. Von Felix Hübel.
Ein einziger Mann. (Psychologische Studie über den Ehebruch in den höheren Ständen. Preis —.75 Mk.) Von F. Telones.
Die Stellung der Frau im Eisenbahndienst. Von Ella Kaufmann.
Brautstandsmoral. (Siebente Auflage.) Von Robert Michels.
Brennende Fragen. (Drei Kapitel reform. Inhalts.) Von Lovise Hackl.
Entlobungstragödien. Von derselben Verfasserin.
Elternpflicht und Kindesrecht. (Beitrag zur freien Heiratswahl.) Von Pastor Theodor Riebeling.
Die Wagner-Kette. Eine moderne Liebesnovelle. Von Ellen Walter.
Herzensangelegenheiten. (Amerikanische Humoresken.) Von B. A. Baer.
Zucht. (Sittengesch. Roman aus dem Berl. Gesellsch. Leben.) Von Max Urbar.
Leda mit dem Schwan. Novellen. Von Curt. J. W.
Das Feigenblatt. (Eine Gelegenheitsgeschichte.) Von Ellen Walter.
Ich bin Subalternbeamter. Von Wilhelm Uhde.

Elegie auf das Biedermeier

Gesagt von Peter Gan

1

Wunder der Welt! Wie wird in einer Tasse,
in einer Foto, einem Almanach,
die unermesslich reiche wirre Masse
verschlungen totter Tage wieder wach!

2

O Ewigkeit in einem Aquarelle
von sorgsam ungeschickter Mädchenhand!
Das Unscheinbare ist die schönste Schwelle
ins Wesentliche. Nimm dies bunte Band,

3

Die Seele der Kommode, und ich wette,
du hältst mit ihr den Zeitgeist am Saum
und hältst ein Weltall an der goldnen Kette,
und tausend Paradiese schafft dein Traum.

4

Oder besieh dir die Familienbilder,
so sorglich und nur scheinbar etwas kalt,
so nüchtern klar wie gute Firmenschilder.
Ja, selbst im Schlüsselloch wohnt noch Gestalt!

5

Und erst der Schlüssel selbst, Welch ein Charakter!
Und wie gehört er zu dem alten Spind,
in dessen samtener und sanft vertrackter
Seele nur gute Dinge heimisch sind! —

6

Es waren *Menschen*, welche damals lebten.
Beschaulich nahmen sie das Dasein wahr,
und redliche, rechtschaffne Genien schwebten
still um des Bürgerherdes Hausaltar.

7

Man liebte, litt, man zweifelte, man glaubte,
man haßte, stritt, kam, ging, gewann, verlor,
betrog, stahl, plünderte, erschlug und raubte,
wie heute auch. Doch kommt es mir so vor,

8

Als hätten damals Sinn und Lust zu leben
am guten Tun sich gütlicher getan.
Der Weltschmerz hielt das Herz in süßem Beben:
ein „papillon noir“ aus Marzipan.

9

Man fühlte sich in freundlicher Verwandtschaft
mit der Natur, mit Blume, Baum und Bach,
und in der sanft domestizierten Landschaft
ging man erhabenen Gedanken nach.

10

Die Wanderburschen trugen schwere Stecken
und große Hüte und gelocktes Haar;
und Pan, anstatt die Menschen zu erschrecken,
blies die Schalmel und schwieg, wenn Mittag war.

11

Die Kinder trugen schon erwachsne Kleider
und sahen meistens allzu artig drein.
Sie lernten viel und fleißig, aber leider
versäumten sie die Chance: jung zu sein.

12

Die Eltern lebten freundlich ihren Pflichten,
Verdienst und Plage übertrieben nie.
Die Großmama erzählte Spukgeschichten,
und Handarbeit und Hausmusik gedieh.

13

Die jungen Dichter waren selbstverständlich
voll Unzufriedenheit und Sturm und Drang:
was endlich war, war eben drum schon schändlich;
Lavendelduft war höllischer Gestank.

14

Du lieber Gott! ich kann es gut verstehen:
die Zeit war alt, die Dichter waren jung.
Die Gegenwart ist immer ein Versehen
für junge Dichter, denn ihr Weltgeschehen
ist Zukunft — meines ist Erinnerung.



Musikstunde

Pudlich

„HOCHWOHLGEBOREN“

Von

WOLFGANG STENDEL

Wir haben das selbst noch geschrieben, das schnörkelverzierte „I. H.“ links oben auf dem „Couvert“. Eigentlich hätte es sehr schwungvoll geraten sollen, aber das Schreiben war noch zu mühevoll damals. Bis zum Ballen war die Hand voll Tinte, ehe noch, nach dem sechsten Anlauf, das L von „Liebe Mutti“ die Form gefunden hatte, die es haben sollte. Für das „I. H.“ kam zu den schwierigen Buchstaben noch die Schwierigkeit, die rechte Höhe und den gehörigen Abstand zu finden. Im ganzen erforderte das Werk einen vollen Sonntag. Das war, auf vorgezogenen Bleistiftlinien, der erste Ferienbrief nach Hause.

Als dann die Ferien zu Ende waren, galt es aufs neue einen Brief zu schreiben, einen Dankesbrief an die gastfreundliche Tante. Der passende Wortlaut war schon in Erfahrung zu bringen. Aber als dem Steppke wiederum ein „I. H.“ abgenötigt werden sollte, nein, zu Hause war er doch nicht so blindgläubig und fragte, was denn das eigentlich zu bedeuten habe. „Ihrer Hochwohlgeboren“. — „Och, Quatsch! Das schreib ich nicht.“ Der kleine Mann ahnte nicht, daß er damit ein Zeitalter verabschiedete.

Die alte Formel war älter als die Generation, die dem schreibscheuen Sechsjährigen seinen Willen ließ. Sie war schon um die Jahrhundertwende statt Anrede Adressensiegel, aber auch als solches noch soweit bedacht, daß für den höheren der mittlere Beamte, für den Prinzipal der Prokurist nur „wohlgeboren“ waren und der wohlgeborene Kaufmann als Laufburschen einen Sohn „achtbarer Eltern“

suchte. Hochwohlgeboren in der Abkürzung „H“ war die gültige, von allen Schichten respektierte Kennmarke für das „gebildete“ Bürgertum, das den Stil der Zeit prägte.

Die Formel hat den stolzen Klang von Traditionsbewußtsein, und das Nase-rümpfen über den, der aus „kleinen Verhältnissen“ kam, scheint ihn zu bestätigen. Der Klang täuscht. Die Nasen rümpfen sich nur, solange die gesellschaftliche Stellung eines Emporkommenden ohnehin strittig war. Ein akademischer Grad, Offiziersrang oder eine fürstliche Ehrung konnten über Nacht das süße Lächeln der Bewunderung auf indignierte Mienen legen. Diese Toleranz war erzwungen durch die den Stolz der Zeit eigentlich begründenden Leistungen, die technische Leistungen waren und von gesellschaftlichen Außenseitern kamen.

Die Zeit des gebildeten Bürgertums, die uns aus Großmutter's Lebensweisheiten so seltsam vertraut ist, hatte ein wirklich fleißiges Bildungsbedürfnis. Zu keiner Zeit haben Zeitschriften so viele Reisebeschreibungen, sachliche, kenntnisreiche Berichte aus fernen Ländern gebracht wie damals. Die Professorenromane der Dahn und Ebers waren die allgemein begehrte Lektüre, und ihr wichtigstes Lob war die kulturhistorische Zuverlässigkeit.

Der engherzige Bildungsdünkel dieser Zeit jedoch war kein Zeitlaster, sondern die weibliche Erscheinungsform eines berechtigten männlichen Leistungsstolzes, er war Hochnäsigkeit, die Geste der „höheren Töchter“.

Das Leben der hochwohlgeborenen Tochter strebte über mangelhafte Privat-schulbildung, ein Pensionatsjahr und zuwartendes Staubwischen einem Ehestand mit Salon zu, in dem Email dreisilbig, Devrient französisch und Talleyrand mouilliert ausgesprochen und im Zweifel mit Richelieu verwechselt wurde. Für gebildet hielt sich die junge Dame nicht des Schulbesuchs, sondern der Musik-mappe wegen, für hochwohlgeboren nicht dank Geburt, sondern durchs Pensionat.

Die an sich gar nicht abwegige Pensionatserziehung hatte zuviel nachzuholen, um etwas zu leisten. Sie sollte die Gaumennasale des Schulfranzösisch verbessern und sprach auch in der Schweiz Französisch als Fremdsprache. Sie sollte weltoffen machen, und war an die Behütungsversprechen engbrüstigster Sittenstrenge gebunden. Sie sollte Hausfrauen erziehen und wurde geleitet von einer verhinderten Hausfrau, die mit einem wohlklingenden Namen eine wohlklingende Geschäftstüchtigkeit verband. Und dazu kam noch die Forderung „Kunst im Hause“.

Jene Zeit hatte das unbefangene Schmuckbedürfnis etwa eines jungen Mädchens, das sich plötzlich reif fühlt, und in diesem Blütestolz nicht unterschied zwischen müßiger Handwerkelei und Kunst. Es ist rührend zu sehen, wie diese beschäftigungslosen hochwohlgeborenen Töchter mit Gaisfuß und Punze, Flach-eisen und Brennstift bosseln, und wie sie alle ihre Eheerwartungen den Monogrammen einer nach Zentnern wiegenden Ausstattung einversticheln, und wie sie sittenstreng und zugleich so voll Neugierde sind. Das Briefwort eines jungen Dichters jener Zeit nach seiner ersten Schrift: „Plötzlich haben mich die jungen Mädchen sehr gern oder finden mich wenigstens interessant, weil sie glauben, daß zwischen den Zeilen etwas Unpassendes steht“, sagt alles. Sie haben sich ihr Gebildetsein gar nicht leicht gemacht, diese jungen Mädchen mit eingeschnürtem Leib und strengen Augen.

Da waren Leistungen der Technik, die wir nun ausbeuten, Einweihungsreden gaben die Schlagworte der hohen Politik her, und der junge technische Student war — „Halbstudierter“. Da war pompöser Schmuck an jedem Gegenstand, und das Schlagwort der Küche war „Hausmannskost“. Da war das Vorbild alter Leuten mit „Meißner Porzellan-Gesprächen“, für deren Vormärzstil erst diese Zeit das Kennwort „Biedermeier“ fand. Und der neue Salon machte daraus ein Goldschnittbändchen müder Dekadenzgedichte und an der Wand den Bibelspruch im Jugendstil.

Die verschlungene Ornamentik des Jugendstils mit dem ersterbenden Ausklang der pompösen Geste ist ein so reicher Ausdruck von Selbstgefälligkeit und *fin de siècle*, daß wir bei allem Fremdgefühl ihm zugestehen, Stil zu sein. Aber daß er *aufgetragen* wurde, altem Zinngerät und alten Häusern einbossiert und aufgestuckt, das war zuviel.

Die Väter jener Töchter, die den *five o'clock tea* importierten, die gebildet waren und hochwohlgeboren, hätten ein Recht gehabt, für sich das *lunch* zu importieren. Aber sie blieben beim Butterbrot und falteten das Pergamentpapier zusammen, um es morgen wieder zu benutzen. Sie waren groß geworden durch Sparsamkeit und Fleiß, jedoch der Name, den sie ihrer Tüchtigkeit gaben, war „Hochwohlgeboren“.

Man war freigebig, wenn es Wohltätigkeit galt. Nichts verlockte mehr als der „gute Zweck“, und die Töchter lasen mit Ernst und Inbrunst Arme-Leute-Geschichten. Dieser soziale gute Wille darf bei dem allen nicht gering geachtet werden. Aber „kleine Verhältnisse“ waren „shocking“, und ein Salon mit Fächerpalme, Schaukelstuhl und unerreichbar hochgestellter Vase war unentbehrlich, auch wenn der *kalten Pracht* nur eine Sonntagsvisite in Aussicht stand.

Nicht der Stolz jener Zeit macht uns Ärger und nicht ihre Enge, aber der Falschheit möchten wir aus dem verschnörkelten Zeichen „I. H.“ einen haltbaren Strick drehen. Werden solche Stricke dermaleinst vielleicht auch für uns gewickelt werden . . .

Die Angewohnheit. Das war in den neunziger Jahren und in einer kleinen Universitätsstadt.

Mit Fox war nicht gut Kirschen essen. Ohrfeigen, Säbel- oder gar Pistolenforderungen waren für ihn Dinge des täglichen Bedarfs, und als Munkepusch, der jüngste Fuchs, ein Mädchen schief angeguckt hatte, von dem Fox behauptete, es sei seine Braut, war die Katastrophe da.

Drei Tage später gingen Fox und Munkepusch mit der üblichen Begleitung zum Bahnhof, um den blutigen Streit auf einer einsamen Waldwiese auszutragen. Munkepusch löste eine Fahrkarte hin und zurück, Fox nur eine einfache Fahrkarte.

„Nanu“, flüsterte Munkepusch einem Sekundanten zu, „rechnet er nicht damit, daß er lebend zurückkommt?“

„Oh, doch“, flüsterte der Sekundant zurück, „Fox benutzt *immer* die Fahrkarte seines Gegners.“

ICH SITZE ZWISCHEN ZWEI STILEN

Von

WERNER FINCK

Es begann so: Ich wollte einen Sessel verkaufen. Der Sessel hat ein gefälliges Muster. Und das war das Moderne an dem Sessel. Er paßte zur Couch, und deswegen hatte ich ihn gekauft. Zu der Couch und den Sesseln gehörte ein gefälliger Teppich. Und zu dem Ganzen gehörte eine moderne Wohnung.

Aber die moderne Wohnung war teuer, und es fiel mir nicht leicht, sie zu halten. Doch ehe ich die ganze Wohnung aufgab, wollte ich einen Sessel verkaufen. Damals ahnte ich noch nicht, daß es zum Wesen eines Sessels gehört, daß man ihn zwar kaufen, aber niemals verkaufen kann.

Jedermann, dem ich den Sessel anbot, sagte mir dasselbe: „Wenn Sie ein modernes Möbel kaufen und tragen es zum Laden heraus, so ist es sofort um die Hälfte im Preis gesunken.“ Ich bekam aber auch nicht einmal die Hälfte.

Mein Freund Rudi war unterdessen längst schon wertbeständig eingerichtet. Wenn man sich auf einen seiner Sessel setzte, brach der unter Umständen auseinander, und wenn ich fragte: „Was ist das?“ Dann sagte er: „Das ist antik.“ Er erklärte mir die Vorzüge des Antiken: „Wenn man ein antikes Möbel aus dem Laden herausträgt, dann hat man den doppelten Wert in der Hand.“ Das leuchtete mir ein, und ich kaufte mir von dem Erlös meiner modernen Sessel, der Couch und des Teppichs einen antiken Sessel.

Damit begann es.

Der antike Sessel forderte eine antike Umgebung. Ich suchte mir eine neue Wohnung. Ich fand eine reizende. Nischen, Ecken, Vorbauten, Türmchen, Erker, sogar ein Söller war vorgesehen. Der 300 Jahre alte Sessel bekam neues Leben.

Rudi hatte mich unterdessen mit Edith bekannt gemacht. Edith war auch antik. Und weil ich selbst keine Zeit hatte, bot sich Edith an, meine Wohnung einzurichten. Wenn ich todmüde abends nach Hause kam, standen stämmige, rauh dreinschauende Männer vor meiner Tür, manchmal zwei, manchmal sechs, je nachdem. Alle mit Kisten und unförmigen Paketen beladen. Wenn ich diese Pakete auspackte, quoll mir unverfälschtes Mittelalter entgegen. Ein Bauernschrank, ein Engelbein, 5 kg eisernes Kamingerät. Direkt Unbrauchbares war eigentlich nicht darunter.

Ich baute alles um den Sessel herum. Anzubringen wagte ich nichts, weil mir die antiken Nägel fehlten. Edith hatte mir das antike Raumgefühl voraus. Zunächst bemalte sie die Wände der leeren Wohnung. Mit sicheren Kohlenstrichen entstanden Blaker, Wandleuchter, Tischchen, Baldachine und Ruhestätten.

Von nun an verbrachte ich meine Zeit im Antiquitätengeschäft. Jetzt wußte ich, woher die Männer ihre Schätze geholt hatten. Alles, was bei uns zu Hause auf dem Boden Platz gefunden hatte, stand hier zur Kostbarkeit aufgewertet. Privilegiertes Gerümpel mit dem Heiligenschein des Jahrhunderts. Was in der Schule lästiger Zwang war, die Stillehre, stand hier zum Genusse feil. Ein Louis

DER JUGENDSTIL



Boudoir von der Pariser Weltausstellung



Wohnzimmer um 1890
Sammlung Handke



Berliner Salon um 1900

Sammlung Werner Köhler

DER SPORT GESTERN



Frauenturnen bei den Olympischen Spielen Berlin 1910

Sammlung Mauritius

UND HEUTE



Freiluftsport am Wannsee

Fotos: Edith Boeck

DIE ALTE UND DIE NEUE ZEIT



Sammlung Werner Köhler

„Equipage“ 1895

Gemälde von Jean Bevaud



Fot. H. Kirchenberger

Friedrichstraße 1936

neben dem andern. Seize und Quatorze. Und wenn mir ein Stück besonders vermodert schien, dann sagte der Händler vermittelnd:

„Aber es ist *aus der Zeit*.“

Es gibt in einem Antiquitätengeschäft nichts, was nicht „aus der Zeit“ wäre, und wenn es aus der Jugendzeit wäre. Es ist aber aus der Zeit. Die schönste Zeit für den Antiquitätensammler ist die Renaissance. Aber auch die schwerste Zeit. Hier wiegt alles nach Zentnern. Ein Schreibtisch hat das Gewicht einer Truhe. Eine Truhe hat das Gewicht eines Ambosses. Und ein Amboß ist unbezahlbar. Wenn er aus der Zeit ist.

Endlich wurde mir ein Sarg angeboten. Ich zauderte zunächst. Was soll ich mit einem Sarg? „Sind Sie wahnsinnig“, sagte der Händler, „dieser Sarg ist aus der Zeit. Das Stück kriegen Sie nie wieder.“

„Oh, Verzeihung“, sagte ich und leistete eine Anzahlung. „Es ist eine Kleinigkeit, diesen Sarg als antike Truhe zu benutzen“, beruhigte mich der Händler. Ich hatte nicht den Eindruck, daß er mich reinlegen wollte.

Unterdessen kam mein Geburtstag heran. Mein erster antiker Geburtstag. Eine Auswahl, wen ich einladen wollte, hatte ich nicht. Ich mußte wohl oder übel vier Experten zu mir bitten, deren Rat ich dauernd in Anspruch genommen hatte. Zwei davon waren Kunsthistoriker, einer war Knopfsammler und der vierte arbeitete an einem Schlagwortlexikon für Stilmöbel. Außer ihnen kam Horst. Horst brachte ein Stück morsches Holz in Seidenpapier eingewickelt und legte es mir auf den antiken Geburtstagstisch. In seiner bescheidenen Art fügte er hinzu: „Quattrocento“. Damit war mir jede Möglichkeit des Einspruchs von vornherein genommen, der Dank war fällig. Edith, die danebenstand, kam mir zur Hilfe. „Ich bezweifle, daß es Quattrocento ist“, sagte sie. „Ich auch“, unterstützte ich sie. Denn ich glaube genau zu wissen, dieses Holz an einem der Gartenstühle von Horst entdeckt zu haben. „Denn“, fuhr Edith fort, „diese Maserung ist das typische Kennzeichen des Quintocento.“

*

Ich befinde mich z. Z. im Dickicht des Teutoburger Waldes. Jedesmal, wenn ein Hund anschlägt, fahre ich zusammen. Jedesmal, wenn ich Schritte höre, krieche ich tiefer in die Dunkelheit meines Verstecks. Ich hoffe, daß mein Hauswirt mich nicht findet. Edith hat mir die moderne Klageschrift von ihm übermittelt, deren ich mich zu verantworten habe. Die Löcher, die ich mühsam in meine Wände geschossen habe, um sie verwittert zu machen, muß ich wiederherstellen. Die Türrahmen, die ich mit Kienfackeln vom Schleiflack ins 14. Jahrhundert hineinrußte, müssen ersetzt werden. Außerdem sind drei Personen zu Schaden gekommen, weil ich das Seil des Fahrstuhls mit feinen Messerchen bearbeitet habe, da es mir für meine Experten nicht antik genug erschien.

Wer weiß, wie alles enden wird? Wer weiß, ob ich jemals wieder ein Möbelstück in eine Wohnung setzen kann. Vielleicht werde ich mich wieder antik einrichten. Denn Torheit schützt vor Alter nicht. Nur eines steht fest: ich werde mich nie wieder zwischen zwei Stile setzen.

Aus dem Archiv des Deutschen Theaters

Der Polizei-Präsident.

Berlin C. 25, Alexanderstr. 3-6, den 30 ten November 1901.

Abtheilung VI.

Tageb.-Nr. 7582 U. | 10 1901.

Kassenb.-Blatt 6645 Nr. 51

Verfügung.

Es wird ersucht, bei Schreiben u. Geldsendungen die vorstehenden Tagebuch- u. Kassenbuch-Nummern anzugeben.

Sie haben in Ihrem Theater, Theater und Reue galtlich, das die Präsidenten Geist Beauftragte Sal von der Einführung gestrichene Not, Post am 9 Oktober d. J. zum Vertrag brachte.

Quittung.

Mark Pf.

Und gezahlt.

Berlin, d. 190

Receptur der Königl. Polizei-Haupt-Kasse.

Die Uebertretung wird bewiesen durch das Zeugniß

des Herrn Offiziers V. Lohmann und Ludwig Leinhardt

Auf Grund der Polizei-Verordnung vom 10 Juli 1851 (513)

wird deshalb gegen Sie eine Geldstrafe von fünfzig Mark, an deren Stelle, wenn sie nicht bezutreiben ist, eine Haft von zwei Tagen tritt,

hierdurch festgesetzt. Diese Geldstrafe haben Sie unter Vorzeigung dieser Verfügung an die Receptur der Königl. Polizei-Haupt-Kasse, Alexanderstraße, III. Eingang, Zimmer Nr. 67, parterre, **in den Vormittagsstunden von 9 bis 1 Uhr**, zu zahlen, oder unter vollständiger Angabe der obigen Tageb.- u. Kassenbuchnummern an die Receptur der Königl. Polizei-Haupt-Kasse, Alexanderstraße, **portofrei** durch Postanweisung direct einzusenden.

Sollten Sie sich durch diese Straffestsetzung beschwert halten, so können Sie innerhalb **einer Woche**, von Zustellung dieser Verfügung an, bei der obenbezeichneten Behörde schriftlich oder zu Protokoll, oder bei dem zuständigen Amtsgerichte schriftlich oder zu Protokoll des Gerichtsschreibers auf gerichtliche Entscheidung antragen. Erfolgt binnen dieser Frist ein solcher Antrag nicht, oder wird der bei Gericht gestellte Antrag zurückgenommen oder durch das Gericht als verspätet zurückgewiesen, so wird die festgesetzte Strafe durch das Polizei-Präsidium vollstreckt.

Gegen die Verkümmung der Antragsfrist kann Wiedereinlegung in den vorigen Stand beansprucht werden, wenn der Beschuldigte durch Naturereignisse oder durch andere unabwendbare Zufälle an der Einhaltung der Frist verhindert worden ist. Der Antrag muß binnen einer Woche nach Beseitigung des Hindernisses unter Angabe und Glaubhaftmachung der Verkümmungsgründe bei der Polizei-Behörde oder bei dem Amtsgerichte angebracht werden.

An
Lini
Herrn V. Hans Oberländer,
Herr.

Form. No. 291.



[Handwritten signature]

Polizeiverfügung aus dem Jahre 1901

„Wie wir uns fanden“

Fragt man nach den Orten und Gelegenheiten, wo unsere Eltern sich fanden, so antwortet folgende Statistik:

Ausflugsrestaurant, Biergarten usw.: 2

Sport und Spiel: 3

Ball und Geselligkeit: 2

Reise: 3

Kirche: 2

Straße: 2

Beruf: 3

Von Kindheit an verbunden: 3

In zwölf Fällen lernten sich die jungen Leute in Gegenwart ihrer Eltern, Tanten oder Vormünder kennen, und nur in acht Fällen allein.

So berichtet eine vom Redakteur des „Familien-Wochenblattes“ im Jahre 1895 herausgegebene Schrift.

Ein „in strenger Zurückgezogenheit groß gewordenes Mädchen“, das sich in einen jungen Lehrer verliebt, schreibt:

„Geschickt wußte er das Gespräch in Fluß zu bringen und derart zu gestalten, daß auch ich mich allmählich ein klein wenig daran beteiligen konnte, ohne bei jedem Worte zu erröten . . .“ Später blieb sie fast ganz „vom lästigen Erröten verschont; nur wenn er beim Abschiednehmen mir die Hand drückte und mir gar zu tief in die Augen guckte, ward mir etwas warm“. Noch später hielt er „bei der Mutter, die ihn sprachlos anstarrte, um meine Hand an; dann trat er auf mich zu, schlang seinen Arm um meinen Hals und sagte: Liebe Lydia, sage auch du der Mutter, daß du mich herzlich lieb habest und mit mir durchs Leben gehen wollest!“ Sie hauchte „Ja“, und die Frau Mutter sprach: „Gott segne euern Herzensbund!“

Fall Nr. 2: Ein Kaufmann hat seine ehemalige Buchhalterin geheiratet, die, übers Hauptbuch gebückt, schon lange heiße Tränen um ihren heimlich ach so geliebten Chef vergoß. Dieser erzählt: „Jene Träne aber, die meine Buchhalterin damals geweint, sie habe ich nie vergessen können, sie stand fürs Leben im Kredit meines Weibes. Wie sagt doch das alte Lied: Die Träne, die vergeß ich nie, die du um mich geweint.“

Beispiel Nr. 3: „Er“ lernt „sie“ auf der Straße kennen: „Allmählich verlor die junge Dame ihre anfängliche Schüchternheit und wurde zutraulicher. Ach, wie reizend konnte sie plaudern! Als wir am Dönhofsplatz anlangten, wußte ich alles: Besuch einer Freundin, Verpassung des abzuholenden dienstbaren Geistes, Aufbruch auf eigene Faust und — klägliches Fiasko. ‚Ich bin nämlich erst zwei Monate in Berlin‘, entschuldigte sie sich zum Schlusse ihres Berichtes.“

Exempel Nr. 4: Es handelt sich um ein Fräulein Doktor; ein paar junge Männer unterhalten sich über sie:

„Kannst du dir denken, daß Fräulein Doktor in meiner Gegenwart behauptet hat, eine Novelle, einen Feuilletonartikel zu schreiben, taue eine Frau ebensogut wie ein Mann!“ . . . „Nein, diese Frauenart küßt nicht, bekommt überhaupt keinen Mann! Und das ist gut! Der Mann täte mir leid!“

Zitat Nr. 5: Gleich am ersten Abend „seiner Anwesenheit im Bade“ hörte der auf Freiersfüßen gehende junge Mann, wie seine Angebetete zu einer Freundin sagte:

„Ich glaube, wenn man immer, auch des Nachts, Handschuhe trägt, so ist das sehr gut für die Hände!“

Und schließlich ein soziales Trauerspiel: das Liebesgeständnis eines Mannes „untergeordneten Standes“, an eine Hofratstochter gerichtet:

„Dürfte der arme Buchhalter, ohne Zukunft, ohne Vermögen, dürfte er je sein Auge zur königlichen Hofratstochter erheben! Oh, ich liebe Sie, Bertha, seit mein Auge Sie erblickte, ich liebe Sie mit meinem ganzen Sinn! (Nicht etwa: meinen Sinnen!) Aber was würde Ihr Herr Vater sagen, wagte ich es, Sie an mein armes Dasein ketten zu wollen? Ja, wer ein solches Weib besäße!!“ — „Ists nur das?“ unterbrach ich (Bertha) ihn jubelnd, und im nächsten Augenblick lag ich an seinem Herzen, von seinem Arm umschlungen, beide lachend und weinend vor Freude wie die Kinder, denn wir hatten uns gefunden!“

Heinz Lueddecke.

*

FÜNFZIG JAHRE VORNAMENMODE.

1886: Maria, Anna, Ida, Bertha, Emma, Erna, Hanna, Jette, Mathilde;

1896: Marja, Charlotte, Dorothea, Eva-Marie, Marie-Luise, Marie-Elisabeth, Gertrud, Helene, Hildegard;

1906: Mia, Felizitas, Lore, Erika, Helga, Jutta, Hedda, Liselotte;

1916: Mieze, Margot, Ursula, Irmgard, Annemarie, Gerda, Edith, Isolde;

1926: Marei, Ina, Vera, Ulla, Marlene, Thea, Pia, Bianka, Elvira, Renate;

1936: Marianne, Brigitte, Gisela, Waltraud, Ingrid, Thekla.

In 10 Jahren:

1946: Maria, Anna, Ida, Bertha, Emma, Erna, Hanna, Jette, Mathilde.

*

MIETSKASERNEN ALS ZEUGEN

Von

WILMONT HAACKE

Nackte Weiber, vollbusig bis dort hinaus und mit strotzender Pracht der Schenkel aufgebauscht, tragen die Reihe der Balkons, die den vierten Stock des großen Mietshauses im Westen der Stadt umsäumen. Aus einem reichen Kelch ölgelackter Blattknospen, die ihnen als merkwürdige Strümpfe bis knapp an den ersten Wadenbogen reichen, wachsen sie mit übertriebener Gebärde auf. Den Blick wenden sie steil zum Himmel. Über dem schräg geneigten Köpfchen aus Kalk und Gips verschränken sie die fleischigen Arme, die sich am naturalistisch ausgefeilten Haarknoten über dem Nacken treffen. Mit beiden Händen und dem Haar aus Stuck halten sie des Daches Zinnen. Nur an den Rundungen dieser Figuren einer völlig mißverstandenen Antike vorbei darf das Auge den freien Blick auf die lärmende Straße unten mit ihren glatten Autos suchen. Das Gießen der Blumen verlangt Verrenkungen, die sich nur ein sportlicher Körper leisten kann. Die Göttin aus der Gründerzeit spendet reichhaltig Schatten. Die Silhouetten ihrer Formen fiel einst auf die verstaubten Palmenwedel einer Büchsenpflanze, die allein den hochherrschaftlichen Balkon verzieren durfte.

Die Fenster lassen nichts zu wünschen übrig. Der Baumeister hatte sie wohl als gotische Spitzbögen geplant und an einige Quadratmeter bleischwerer Butzenscheiben gedacht. Doch wurden diese in das Treppenhaus verbannt. Ein jüngerer Innenarchitekt, der sich schon bis zum Jugendstil emanzipierte, hat statt dessen bandwurmartige, giftgrüne Schleifen, ursprünglich als Lilienstengel konzipiert, auf die Scheiben des sogenannten Oberlichtes geklebt. Das grüne Konfetti endet regelmäßig in kleinen neckischen Frauenköpfen, die wie Nymphen romantisch aus der Entengrütze verträumter Schloßweiher zum Licht tauchen.

Vom Herrenzimmer aus kann man durch die vorgebauten Schießscharten, die dem Arbeiter am Schreibtisch die glückliche Illusion geben, er sei gesicherter Burgherr, die gegenüberliegenden Fassaden der Wohnhäuser mit der kleinen Kanone bestreichen, die Großvater als Miniaturandenken vor der niegeöffneten Bibliothek



Otto Pankok

stehen hatte. Nicht einmal die Kinder wollen mit dem fünfzigjährigen „Möbel“ mehr spielen, denn die Räder drehen sich nicht. Im Schlafzimmer sind die heiteren Amouretten, die einst ein vom Genialischen angehauchter Malermeister aus dem Gipstopf mit Locken und Posaunen angedrückt hatte, inzwischen abgeschlagen worden. Längst schon sind hellste Tapeten dem imitierten Rips voll Renaissancewappen gewichen.

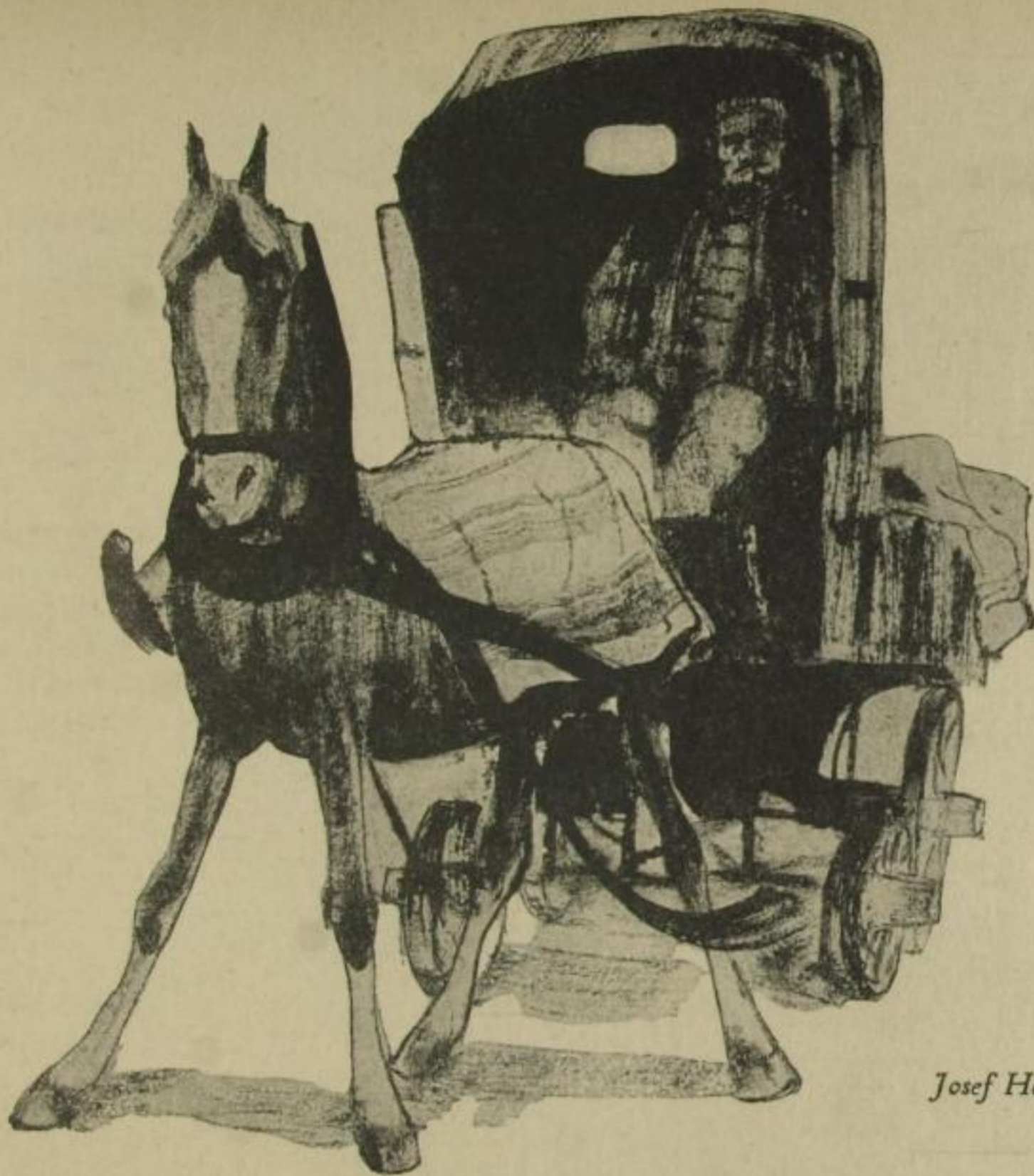
Die doppelte Moral, die Trennung in Obermensch und Untermensch sozusagen, spiegelt sich in der breiten, Marmorpracht und Weite vortäuschenden Spiegelflucht des Treppenhauses des offiziellen Aufganges und der muffigen Schwindligkeit der hinteren Wendeltreppe, auf der gebückte Briefträger und Bäckerjungen nur toten Türen und gähnenden Kastenschlitzern begegnen.

Alles spricht von übler Verschwendung für die Gesichtsseite. Jede Säule im Treppengeländer bläht sich. Die Damen, die in bunter Kühnheit aus den Flurfenstern dräuen, sind dickfellige Variationen der Briefmarkenschönheitskönigin. Die Lampenträger an jedem Absatz stammen aus dem Griechenland der ersten Warenhäuser.

Das Portemonnaie hat diese Häuser gebaut. Darum wirken sie so erschreckend geistesarm, so wahllos aufgekauft, so unsicher, so blind. Und düster sind die teuren Treppenfluchten, über die einst die Väter als fesche junge Referendare auf Stöckelabsätzen in zwölf Zentimeter hohen Kragen stockschwenkend geträllert sind.

Das Tollste am ganzen Haus ist die Karyatide, die über dem Eingang zum Vorderhaus lastet und so tut, als trüge sie (wie Atlas die Erde) die leibliche Last und die seelischen Sorgen sämtlicher vierundsechzig Mietsparteien. Diese Karyatide hat einen Bart wie Rübezahl, Muskeln wie ein Boxweltmeister. Ihre Beine sind angemauert. Bekleidet ist sie mit einem Weinblatt. Der Portier haßt den steinernen Concierge. Denn spätestens aller vier Wochen muß er ihn mit der Treppenleiter besteigen und die Spatzen aus den Ohren und den Achseln des Riesen werfen.

Das hochherrschaftliche Haus hat sich so modernisiert in den Dingen der Bequemlichkeit, daß neuerdings alte Damen, die kurz nach seiner Gründung als fesche Backfische einzogen, heute beim Feilbieten eines möblierten Zimmers in der Anzeige vom „Luxusgartenhaus“ sprechen. Das hochherrschaftliche Haus trägt die Geste einer Zeit, die nach außen korrekt, zeremoniell und prunkend war, innerlich aber leer, kalt, geschmacklos und diebisch. Man schnürte sich in Korsetts und preßte den Hals in Eisenrollen von Kragen, man lächelte geziert, man war interessant blaß, doch krankte man an einer überhitzten Phantasie. Und die zahllosen nackten Männer und Weiber, die überall noch die täglichen Straßen an den steilsten Wänden und gefährlichsten Giebeln in schwülstigen Verdrehungen bevölkern, sind die Zeichen unausgeglichener Seelen, die der Reichtum arm und der Überfluß unschöpferisch werden ließ.



Josef Hegenbarth

DER MENSCHENKENNER

Von PAUL EUGEN RIEDEL

Menschen, die imstande sind, den Charakter anderer Menschen zu erkennen, nennt man Menschenkenner.

Vielgestaltig sind die Mittel, die zur Erforschung und zum Erkennen der menschlichen Eigenschaften angewandt werden. Viele Leute sehen, wenn sie ihren Nächsten erkennen wollen, auf die Absätze an Schuhen. Vorzüglich tun dies Schwiegermütter bei der Abschätzung des Schwiegersohnes. Wenn die Tochter alles in schönster Ordnung findet und ihren Auserwählten als den liebenswürdigsten und bravsten Menschen lobt, so lautet doch nicht selten die mütterliche Beurteilung: „Kind, und wenn er wie ein Engel wäre, er hat krumme Absätze — und da ist er unordentlich und schlampig.“

Ein weiteres Mittel zur Beurteilung des Menschen sehen andere wieder in der Art und Weise des *Bindens der Krawatte*. Lockerer, großer Krawattenknoten: Geläuterter, erfahrener Charakter. Kleiner, fest zusammengezogener Knoten: Unselbständiger Mensch ohne eigene Meinung, naiv, kleinlich. Dann wieder ein anderes Mittel zur Erkennung des Menschen: Die *Stellung des Fußes beim Gehen*. Fußspitzen direkt nach vorne: Unbeholfen, abhängig, leicht zu überreden. Fußspitzen seitwärts beim Auftreten: Energischer, weitblickender Charakter. — Dann

das *Lachen*. Wieviel Rückschlüsse kann man nicht ziehen vom kultivierten, dezenten Lächeln bis zum einfältigen Gröhlen oder dröhnendem Gelächter. Herzhaft lachen ist gesund. Also der Menschenkenner sieht auf das *Wie*, um seine Rückschlüsse zu ziehen. Der eine lacht z. B. über eine ulkige Angelegenheit eine ganze Tonleiter hinauf und hinunter, während der andere bei gleicher Angelegenheit nur ein überlegenes, mitleidiges Lächeln aufbringt. Weiter dient die *Handschrift* zur Erforschung des menschlichen Charakters, deren Zuverlässigkeit ja allgemein bekannt ist. Menschen, bei denen die *oberen Schneidezähne* etwas außer der Zahnreihe sowie weit auseinander stehen, gelten als große Kritiker und geistige Revolutionäre. Dann die *Art und Weise, sich zu setzen*. Ein Großindustrieller bekam einmal den Besuch seines Neffen. Er bot seinem Besuch einen Stuhl an und beobachtete ihn dabei scharf, *wie* er sich niedersetzte. Nun zog er seine Brieftasche und fragte seinen Neffen: „Wieviel brauchst du?“ — „Aber lieber Onkel, woher weißt du?“ war die verblüffte Antwort des Erkannten. „Ja, mein lieber Neffe, wenn jemand so zögernd und unbeholfen Platz nimmt wie du, sich dabei noch auf die vorderste Kante setzt und Brust und Oberkörper nach vorne beugt, da gibt es für mich keinen Zweifel mehr, daß die betreffende Person von mir Geld will!“

Die „*Überraschungsmethode*“ wurde von einem bekannten Psychologen zur Charaktererforschung seiner menschlichen Versuchsobjekte angewandt. Das Benehmen in unvorhergesehenen Fällen, also bei Überraschungen, dienten diesem Gelehrten zur Deutung des Charakters. Er sagte z. B.: „Ich habe Sie gestern gesehen, wie man Sie auf die Polizeiwache führte!“ — „Wie? Was fällt Ihnen ein! Das ist ganz ausgeschlossen!“ Und der Psychologe deutete: Unbeholfen, unerfahrener, kleinlicher Mensch. „Aber, Herr Professor, das dürfte sicherlich ein ganz kleiner Irrtum Ihrerseits sein, der um so verzeihlicher ist, da Sie ja, wie Sie öfters nebenbei erwähnten, etwas kurzsichtig sind.“ Und der Herr Professor deutete diesen Ausspruch: Mensch mit Überlegung, erfahren, gesellschaftlich routiniert.

Endlich gibt es noch die *Anrempelungsmethode* eines anderen großen Psychologen. Er rempelte seine Leute, die er erkennen oder beobachten wollte, einfach auf der Straße an. Und auf Grund der Erregung bzw. der Grobheit des Angerempelten deutete er dessen Charakter. Er hatte die Worte, die seine Opfer in der Erregung ausstießen, fein säuberlich in einem Regelbuch notiert, und daneben standen die dazugehörigen Charakterdeutungen. Einmal schätzte er ein herankommendes Versuchsobjekt folgendermaßen ein: Von dem bekommst du eine Ohrfeige! Er rempelte den Mann an, und wirklich, der große Psychologe bekam eine nicht gelinde Ohrfeige. Da rief er dem Angerempelten mit größter Liebenswürdigkeit zu: „Ich danke Ihnen vielmals, mein Herr! Sie haben mir meine Menschenkenntnis sowie die Richtigkeit meiner Methode bestätigt.“ Da nahm der andere Reißaus, weil er glaubte, der Geohrfeigte sei verrückt geworden.

Eines Tages wurde er selbst angerempelt. Voll Ärger und Aufgebrachtheit rief er dem anderen zu: „Eine Unverschämtheit! Eine Frechheit! So etwas ist mir noch nicht passiert!“ Als er dann zu Hause in seinem Regelbuch nachsah, fand er neben dem Ausspruch, der dem seinen auf ein Haar glich, folgende vielsagende Deutung: „Hohlkopf, Kleinlichkeitsmensch, Egoist, unfertiger Charakter, sieht nur die Fehler anderer.“



Im Ulmer Münster

Fot. Friedrich Reinert, Haagen



Brückenpfeiler

Fot. Rolf Tietgens



Baumkronen



Fotos: Rolf Tietgens

Das alte Eßzimmer



Fotowettbewerb

Das Rendezvous

ZEITUNGSQUERSCHNITT 1896

Die folgenden Meldungen, Erörterungen und Inserate sind einer großen Berliner Zeitung vom Mai 1896 entnommen.

Textanzeige:

„Plüschgarnitur, Schlaffopha, hochfeine seidene Salongarnitur, Paneelsopha, Trumeaux verzugshalber billig zu verkaufen . . .“

Lokales und Vermischtes:

„Vom Hofe. Der Kaiser pürschte, wie uns aus Böckelwitz telegraphiert wird, gestern früh und Abends in den dortigen Forsten und streckte auf beiden Pürschgängen je zwei Rehböcke.“

„Sollen unsere Töchter Clavier spielen? Ich weiß recht gut, daß manche junge Mädchen durch das Clavierspielen nervös zu werden behaupten und daß ihre fürchterlichen Fingerübungen auch die Nachbarschaft nervös machen. Das sind aber Dinge, die sich nicht ändern lassen.“

„Die Straßen Groß-Lichterfeldes werden vom 1. October ab mit Gasglühlicht beleuchtet werden.“

„Herr Dr. Egbert Müller teilt uns mit, daß sich der jüngst verstorbene Magister Germaniae der deutschen Spiritisten, Dr. Cyriax, am Vorabend seiner Beerdigung manifestiert und der Séance eine Photographie von sich versprochen habe . . .“

„Das neue Verzeichnis der Teilnehmer an der Stadt-Fernsprech-Einrichtung in Berlin nebst Anhängen ist erschienen.“

„Paris, 2. Mai, 9 Uhr 40 Min. Abends. (Telegramm unseres F.-Correspondenten.) Die Manschettenknöpfe, die der Bulgarenfürst den ihm beigegebenen französischen Officieren als Andenken schenkte, tragen den Stempel BERLIN. Der JOUR macht daraus eine cause célèbre“.

„Das Radwettfahren steht nach unserem Empfinden nicht innerhalb der aesthetischen Grenzen, wenn es von Damen ausgeübt wird . . .“

„Bei der Eröffnung der Internationalen Kunstausstellung trug der Kaiser den schwarzen Attila des 2. Leib-Husaren-Regiments mit dem Todtenkopf; die Kaiserin hatte eine lachsfarbene Seidenrobe mit graugrüner Cape und ein schwarzes Hütchen mit weißen Federn angelegt.“

„Im öffentlichen Fuhrwesen Berlins befanden sich am 31. März dieses Jahres 7358 Droschken, darunter 4831 erster Klasse, 2366 zweiter Klasse und 161 Gepäcdroschken, 399 Omnibusse, 229 Thorwagen, 1370 Pferdeisenbahnwagen, insgesamt also 9356 dem öffentlichen Verkehr dienende Gefährte.“

„Den Großherzog von Baden mit einem Militärmusiker verwechselt zu haben, passierte dem Laufburschen eines Restaurateurs in Durlach. Dieses lustige Quidproquo hat sich, wie unser badischer K.-Correspondent telegraphiert, gelegentlich der Jubilaeumsfeier des Durlacher Trainbataillons abgespielt . . .“

„Die Mode scheint in dieser Saison die Damenhüte zu ihren Lieblingen erkoren zu haben. Tellerartig, riesengroß sitzen sie den Trägerinnen bis tief in die Stirn hinein, sind durchweg hinten hochgeschlagen und bergen unter diesem Aufschlag ganze Blumenbeete . . .“

Inserate:

„Herzengute Hego! Ich küsse Dich heimlich und verschwiegen, dabei ist mein Herz beglückt. Wann sehen wir uns hier? Hjdorus.“

„Neu! Türkischer Bartwuchsbalsam erzielt mit auffallendem Erfolg einen strammen Schnurrbart, den Stolz jedes Jünglings . . .“

„Passage-Panopticum. Ein Harem aus der afrikanischen Stadt Keyrowan. Haremsfrauen und Kinder, Tänzerinnen, Sängerinnen, Eunuchen und Sklaven . . .“

„Kind wird in Pflege genommen, mit Brust, bei . . .“

„Mariage! Gebildeter junger Mann von angenehmen Aeußern sucht Bekanntschaft einer sehr strengen, energischen Dame von imposanter Figur, Temperament, elegant und chic. Wittwe nicht ausgeschlossen . . .“

„Lebende Photographie, dargestellt durch Kinematograph Lumière. Die Vorführungen finden täglich statt . . . Das Programm wird häufig gewechselt.“

„Damen besserer Stände finden zur Niederkunft unter strengster Discretion liebevolle Aufnahme bei einer sehr gut ausgebildeten Hebamme, von wo aus nichts nach der Heimatbehörde gemeldet wird . . .“

Briefkasten:

„Stammtisch Potsdamer Str. 141. Es ist durchaus Gepflogenheit geworden, daß ein Spieler, wenn er weiteres Reizen nicht vertragen kann und passen will, zu seinem



Gegner sagt: Na, dann spielen Sie Ihr Grand! In diesem Falle würden wir und mit uns wahrscheinlich das Gros der Skatspieler annehmen, daß der Betreffende eben gepaßt und dies hat. In diesem letzten Falle nur in anderen Worten ausgedrückt befindet sich u. E. Ihre Hinterhand, welche nach der gethanen Aeußerung nicht mehr zu einem Einspruch berechtigt war, wenn es auch schmerzlich ist, ein Grand mit Zweien gegen ein Null-Duvert nicht besser vertheidigt zu haben.“

„Junger Abonnent. Das Neueste, was in dieser Hinsicht für ‚pschütt‘ erachtet wird, ist das gänzliche Beiseitelassen von Handschuhen; Sie brauchen das aber nicht mitzumachen . . .“

Friedrich Winckler/Tannenberg



Hans Sauerbruch

Wie erziehen wir unsere Eltern?

Handbuch für Kinder

Von

LILLE PLYS

Vorwort

Wenn ich mich habe dazu bewegen lassen, dies kleine Handbuch herauszugeben, so geschieht es nicht, weil ich etwa meine, das Thema damit erschöpft zu haben, sondern weil ich glaube, daß selbst das kleinste Buch darüber nicht länger zu entbehren ist. — Natürlich sind wir ja alle mit einem gewissen instinktiven Gefühl dafür geboren, wie man Erwachsene behandeln soll, aber trotzdem scheint doch eine rationelle Pflege und Erziehung notwendig zu sein, so daß die Erwachsenen nicht nur zweckmäßig gedeihen, sondern uns auch in solchem Maße Freude und Segen bereiten können, wie wir alle wünschen.

Bei der Ausarbeitung bin ich zu Dank verpflichtet *Jytte* aus dem dritten Schuljahr für Speisezettel u. dgl. im Abschnitt „Gesunde Kost“ — und *Karl Gustav* von der La-Cour-Weg-Schule für Aufschlüsse pädagogischer Art. Desgleichen kann ich mit Freude auf folgende Literaturquellen hinweisen: „Erinnerungen eines Fahrstuhlknaben“, von Fr. v. Schönkatz (Leipzig 1931), — „Outdoorplays for adults“, von Lord Saville Dutton (Rochester 1919), — „L'amour des Eléphants Blancs“, von Lefabre (Bordeaux 1934), — „Grown-up Children and their surroundings“, von George P. Dunn (London, M. P., 1889) — und endlich „Psychologie der Ödipus-Komplexe“ (als Manuskript gedruckt).

Der erste Schritt des Erwachsenen

Es ist eine bekannte Tatsache, daß der erste Schritt als Erwachsener nicht der leichteste ist. Hier gilt es, behutsam zu Werk zu gehen und vor allen Dingen: nichts überstürzen!

Hat man doch allzu oft gesehen, wie ein 17—18jähriger junger Mann oder ein junges Mädchen geradezu Schaden daran genommen hat, auf eigene Faust auszugehen! — Das kluge Kind sucht also zuerst, den Verlauf der Sache etwas zu hemmen, z. B. bei älteren Brüdern und Schwestern, indem es ihre Kindlichkeit anderen gegenüber unterstreicht.

Beobachtet man, daß die große Schwester anfängt, die Erwachsene zu spielen und mit jungen Herren zu gehen, kann man diese durch ganz kleine Bemerkungen verstehen lassen, daß ihr Geschmack und ihre Interessen eigentlich mehr zu Sahnebonbons, Eiswaffeln und „Negerküssen“ neigen, als zu Orchideen und Aldous Huxley. Ebenso kann man mit taktvollen Bemerkungen, wie z. B.: „Kommst du nicht mit raus spielen“, den Eindruck von Lebenserfahrung schwächen, den ein älterer Bruder an den Tag legt, wenn Besuch da ist.

Lehre die Erwachsenen, selbst zu denken

Es gibt viele Erwachsene, von denen man Kinobilletts und Kuchen, ja sogar Bargeld kriegen kann, wenn man sich nur mit dem direkten Vorschlag an sie heranmacht. Und jedes Kind lernt schnell, wann der psychologische Augenblick für solche Forderungen gekommen ist. Wenn Vater und Mutter auf dem Sprung stehen, zu einer Gesellschaft zu gehen, und sich verspätet haben, kann man ruhig mit seinem Vorschlag herausrücken, der oft mit „ja“ beantwortet wird, wenn die Erwachsenen nicht wissen, worauf sie antworten. Später ist es dann relativ leicht, sie bei ihrem Wort zu halten.

Aber — und da ist ein Aber dabei — auf die Dauer wird es das klügste sein, die Erwachsenen selbst Belohnungen und Ideen solcher Art erfinden zu lassen. Sie sind immer froh, wenn sie Gelegenheit haben, ihrer Phantasie freien Lauf zu lassen, und das kluge Kind tut immer froh und erstaunt, wenn die Geschenke oder Überraschungen eintreffen. Es freut die Erwachsenen und schadet dem Kinde nicht.

Im großen ganzen: laß die Erwachsenen selbst denken! Darin liegt auch eine Art Selbsterziehung für das Kind, das ja viel Nutzen daraus ziehen kann, zu sehen, wie die Älteren sich entwickeln.

Etwas vom Vertrauen

Trage vor allen Dingen Sorge dafür, daß deine Eltern und andere Erwachsene Vertrauen zu dir haben. Dafür habe Nachsicht mit ihnen! Spürst du, daß deine Eltern dir nicht mehr erzählen, was sie erleben, und dich nicht mehr ihrer größeren und kleineren Sünden teilhaftig machen, dann entgleiten sie dir. Versuche nun, sie ganz unauffällig mit ihren kleinen „Beichten“ wieder in Gang zu bringen — der Tag wird kommen, wo du es auf mancherlei Art und Weise ausnützen kannst. Und dann: weise niemals die Erwachsenen mit einer geringschätzigen Bemerkung, wie „was geht das mich an“ oder ähnliches, von dir, wenn sie kommen und dir von diesem oder jenem „großen Abend“ erzählen wollen!

Was soll man den Erwachsenen erzählen?

Ein bekanntes Kind hat einmal gesagt: „Soll man wirklich auf all das dumme Zeug, das die Eltern fragen, Antwort geben?“ — Hier muß man antworten: „Ja — und — nein!“ Natürlich braucht man nicht gerade alles von den Schlußbällen zu

erzählen, die man mitgemacht hat, und natürlich gibt es Privatangelegenheiten, die die Eltern nichts angehen und die zu verstehen ihnen alle Voraussetzungen fehlen würden. Aber im übrigen kann man oft den Erwachsenen helfen, wenn man ihnen ein wenig vom Leben der Kinder unter sich im allgemeinen erzählt. Fällt es einem schwer — und ich habe viele Kinder gesehen, die mit einer gewissen Scheu z. B. davor zurückweichen, mit ihrer Mutter oder Tante über verschiedene Themen zu sprechen —, dann hat man immer noch die Möglichkeit, sich in Bildern auszudrücken.

Bei Tisch — Gesunde Kost

Es gibt Kinder, die, ohne zu mucken, mit ansehen, wie ihr Vater bis zu drei Cocktails vor dem Mittag trinkt. Nun ist es ja nicht gerade so, als ob ein einzelner Cocktail viel schaden könnte, aber wenn man frische und gesunde Eltern haben will, paßt man doch ein wenig auf. Man kann es dann und wann tun, indem man die Hälfte der Weinflasche in eine leere Selterswasserflasche gießt und sie dann mit Wasser wieder auffüllt. Die Erwachsenen merken es nicht, und den überschüssigen Gin hast du dann, wenn du selbst Besuch bekommst.

Geh vorsichtig zu Werke mit dem Essen der Erwachsenen. Es nützt nichts, ihnen im Anfang zu oft *Boeuf Stroganoff* zu geben. An so etwas müssen sie sich erst langsam gewöhnen. Dagegen bekommt es den meisten Erwachsenen gut, wenn sie mit einem kleinen Kaviar-Sandwich anfangen, dann eine blaue Forelle, ein gut gebratenes *Filet de veau Bella Helene*, ein Happen Brie-Käse und dann zuletzt z. B. ein *Poire flambe*. Gib ihnen dazu ein Glas Sherry und eine Flasche *Chateau Neuf du Pape* — das ist gut fürs Mägelchen —, und willst du ihnen recht was Gutes geben, dann kann ihnen ein Normandin nichts schaden.

Versuch bei Tisch die Erwachsenen in das Gespräch hineinzuziehen. Es gibt keinen traurigeren Anblick als einen Kreis Erwachsener, der blöde und stumm da sitzt, während sich die Kinder wer weiß wie anstrengen, um die Konversation in Gang zu halten.

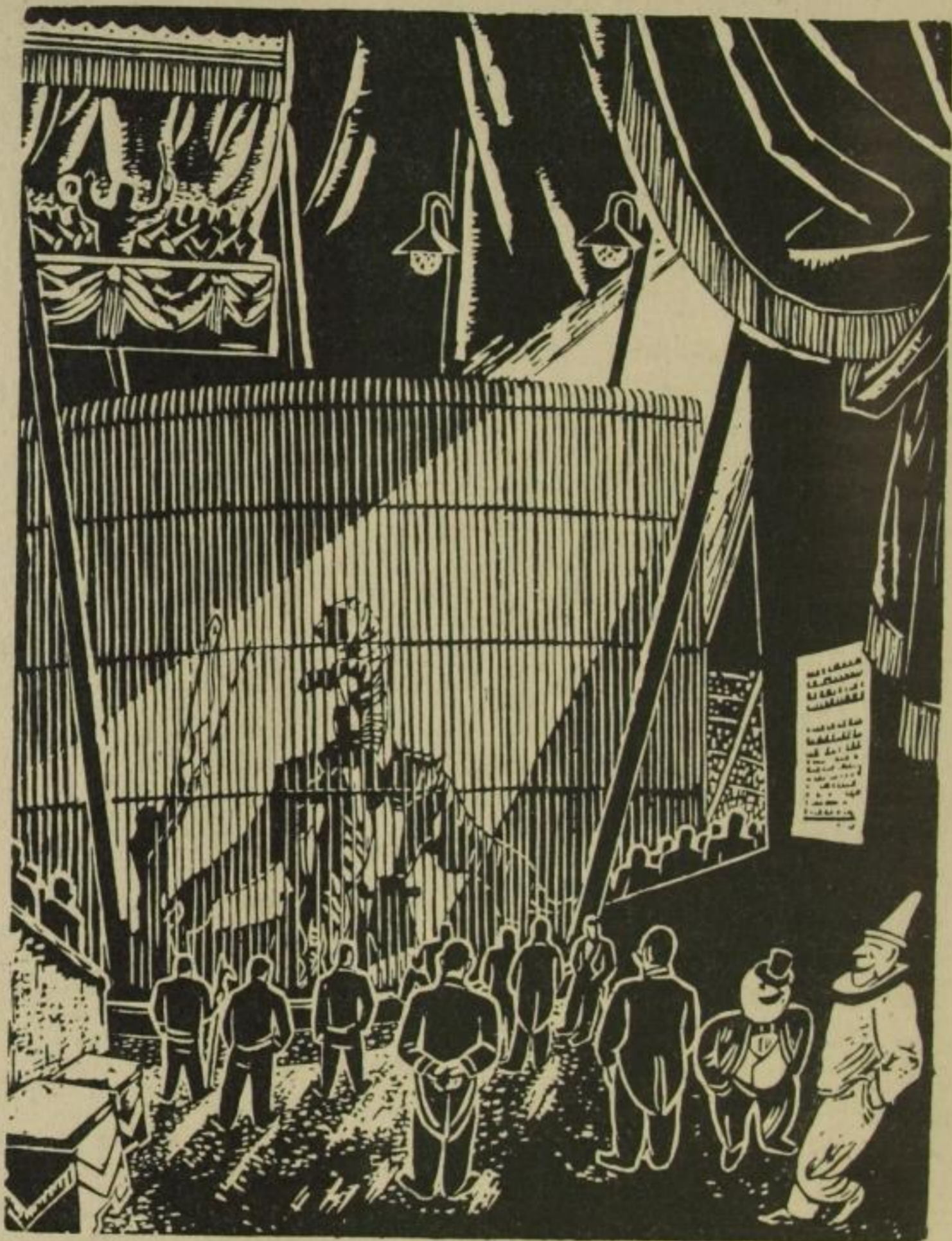
Wenn sie schreien und streiten . . .

Es gibt viele Gründe, warum die Erwachsenen schreien, und selbst wenn es oft über rein gar nichts ist, dann kann es doch gelegentlich vorkommen, daß man darauf achten muß.

Wenn sie unten auf dem Flur schreien, ehe sie ausgehen, dann laß sie ihre Streitigkeiten nur selbst abmachen — mische dich nicht hinein mit Bemerkungen



Wilhelm Busch



Die große Attraktion

Curt Ed. Beck

wie: „Voriges Mal kam Mutter auch zu spät“ —oder: „Ja, es ist ganz richtig, heute war es die Mutter, die auf den Vater warten mußte“. Du hast keine Freude davon, und es wirkt verstimmend auf die Erwachsenen.

Wenn sie losschimpfen über die Bosheit anderer Leute, kannst du ihnen ruhig recht geben, und sagst du — z. B. wenn von Frau Olsen die Rede ist, daß sie „eine olle Schlampe“ ist, dann erreichst du auf jeden Fall, die Aufmerksamkeit etwas von Frau Olsen abzulenken.

Wenn sie aus Gründen mangelnder Moneten schreien, dann heißt es für dich: schlau sein und dein Sparkassenbuch verstecken, weil es leicht möglich ist, daß das Gespräch darauf fallen könnte.



Gespräche mit meinem Vater

Ein Junge, der seinen Namen in diesem Zusammenhang nicht erwähnt haben möchte, erzählt, daß er sich oft seinen Vater unter vier Augen vornimmt, um sich mit ihm auszusprechen. Er erzählt dem Vater, wie man durch gute und tüchtige Arbeit vorwärtskommen kann, wie der Wille, ein Ziel zu erreichen, oft schon dazu führt. Er hält seinem Vater eine Reihe von Beispielen aus dem wirklichen Leben vor Augen, wie andere Erwachsene, die mit leeren Händen anfangen, sich zu einflußreichen Stellen emporgearbeitet haben, die es ihnen ermöglichen, ihren Kindern Fahrräder, Fußbälle, mechanisches Spielzeug und vieles andere zu kaufen, und auf diese Art und Weise selbst schließlich froh und vergnügt zu werden.

Und beiläufig schildert er, ohne jedoch allzusehr zu ängstigen, wie es jenen Eltern gehen kann, die faul und lügenhaft sind. Er erinnert daran, wie es Onkel Anders erging, Vertreter Rasmussen und anderen — und führt damit den Vater auf gesunde und gute Bahnen.

Das Schlimmste vom Ganzen

Und dann will ich nur noch über eines reden — die verwöhnten Erwachsenen. — Es gibt nichts, das so unangenehm wirkt, wie wenn Erwachsene wählerisch sind. Hier ist ein Punkt, wo es heißt, zielbewußt einzugreifen.

Es wirkt peinlich, wenn man sieht, wie eine erwachsene Dame über einen Hut die Nase rümpft, oder wenn ein erwachsener Mann sagt: „Soll das Kognak sein?“ — Es gibt Pädagogen unter uns, die meinen, daß hier eine Ohrfeige am Platze wäre. Ich neige zu der entgegengesetzten Ansicht. Man soll niemals Erwachsene schlagen, wenn man andere Wege einschlagen kann. Und in der Regel verstehen sie es schon, wenn man vernünftig mit ihnen spricht. Erwähne die Dame daran, wie sie doch früher den Hut so gerne hatte, zeige ihr, daß er aus einem guten Geschäft stammt und daß er, wenn auch nicht ganz modern, so doch ganz originell und apart aussieht; — und erzähle dem Herrn ein wenig davon, wie das, was er da trinkt, allerdings kein Kognak ist, aber vielleicht gerade deshalb dem Weinhändler mehr Verdienst einbringt; wieviel Menschen an der Herstellung des Getränkes gearbeitet haben, — und daß es Getränke gibt, die viel abscheulicher schmecken und die direkt giftig sind.

Kurz, tue hier, wie immer, wenn es sich um Erwachsene handelt, dein Äußerstes, damit sie selbst über die Dinge nachdenken, ohne deshalb jedoch das Erwachsene in ihnen zu zerstören . . .

Elitentheorie. Der Leser einer sächsischen Bücherei hatte sich schon sehr lange Spenglers „Untergang des Abendlandes“ bestellt. Das Buch interessierte ihn sehr. Als er es endlich bekam, betrachtete er es recht nachdenklich und fragte die Ausleiherin:

„Sagen Sie mal, Fräulein, meint denn das der Spengler wirklich so, daß das ganze Abendland untergehen soll? Das ganze wohl nicht?“

Die Beamtin beruhigte ihn: „Nein, nein, das ganze doch wohl nicht.“

„Nu sähnse“, rief da der begeisterte und befriedigte Sachse aus, „des hab 'ch mir doch gedacht! Die Krähme (Creme), die wird doch wänichstens läben bleiben!“

AUS MEINEM LEBEN

Von

THEO CHAMPION

Leser einer Kunstzeitschrift haben es nicht immer leicht, wenn sie den Begleittext über das Werk eines Künstlers lesen wollen. Sie müssen dann tiefsinnige, mitunter auch unverständliche Betrachtungen über sich ergehen lassen. Mich z. B. würde es mehr interessieren, zu wissen, welche Haare der Künstler hat, welche Augen, ich möchte lieber seine Photo sehen, als langatmige Erklärungen seiner Kunst zu lesen. In der Annahme, daß es auch unter den Querschnittlesern solche gibt, die meiner Ansicht sind, sei mir im folgenden erlaubt, mein Wesen und mein Äußeres zu zeichnen.

Ich bin nun einmal neugierig und sehe gern in geöffnete Fenster, wenn ich so über die Straße gehe, habe großes Interesse für einen Straßenkehrer, sehe mit Befriedigung, wie er eines Tages zum Müllkutscher befördert ist, beobachte das Pferd eines Milchhändlers, das früher einem Metzger diente, oder das Hündchen mit dem Bratwurstschwanz, das mir täglich auf dem Wege zum Atelier begegnet. Dieses alles interessiert mich ungeheuer, ja ich möchte die ausführliche Lebensgeschichte dieser Menschen und Tiere wissen. So öffne ich denn mein Fenster, damit alle, die ebenso neugierig sind wie ich, hineinblicken können. Sie sehen da vor allen Dingen eine große Staffelei, auf der kein Bild steht. Die Wände sind hell, aber auch sozusagen ohne Bilder. Im Hintergrunde eine große Türnische, die durch einen Vorhang verdeckt ist. Dahinter sollen einige Bilder stehen. Unter dem schrägen Atelierfenster ist ein sehr großer Tisch, auf dem ein wüstes Durcheinander herrscht. Requisiten eines Ateliers, wie da sind: ausgequetschte Tuben, ein Spirituskocher, ungezählte Fläschchen, die nie gebraucht werden, Hammer, Zange, Pinsel usw. Der Maler sitzt gerade unter diesem Durcheinander und schreibt. Er ist ein Mann von etwa fünfzig Jahren, mit frischer Hautfarbe und unmöglich blonden Haaren, trägt ein blaßblaues Polohemd, eine helle Tennishose, jedoch alles ohne Eleganz. Links in einer schattigen Ecke steht ein sehr breites Chaiselongue, umrahmt mit türkischen Buntdruckdecken, daneben ein orange gestreifter Sessel, ein rotes Schleiflaktischchen und dann ein anspruchsloser Bücherschrank. Das Atelier ist klein, aber es genügt, da der Maler sozusagen immer draußen malt.

Mein Vater war Kaufmann, ein gestrenger Herr, den die Kinder auf der Straße nicht nach der Uhr zu fragen wagten, um mit Dickens zu reden. Mit großem Eifer war er Reserveoffizier und brachte es im Kriege sogar bis zum Major. Selbst wenn er Zivil trug, glaubte man Sporenklirren und Säbelklappen zu hören. Dabei erdröhnte die Erde unter seinem gewaltigen Schritt, er war ein stattlicher Mann, wie die Leute sagen. Da mein Vater wohlhabend war, durfte ich Maler werden, denn er hielt meine materielle Zukunft für gesichert, was sich aber leider nicht bestätigte. Ich konnte damals mit aller Ruhe studieren und Reisen unternehmen. Das ideale Vorbild, das ihm vorschwebte, war Andreas Achenbach. Ich ging aber andere Wege. Er fand meine Motive scheußlich und meinte, ich müsse die Alpen

DER STIL DER BLEIBT



Fot. Rolf Tietgens

Cowboys in Mexiko (im Hintergrund der Popokatepetl)



Fotowettbewerb

Fot. Rudi Seidel

Prozession in Berchtesgaden



Fischerinnen in Lissabon

Fot. Poll/Schröder



Pardon Notre Dame de Folgoet (Bretagne)

Fot. M. Stahl



Abend in Ägypten

Fot. Bonte/Schröder

malen. Aber ich sagte ihm damals, daß eine Ackerfurche mich mehr interessiere als die gesamten Alpen. Zwar kannte ich das Hochgebirge noch nicht oder doch nur von schlechten Bildern her. Aber wenn ich jetzt über den Gotthard fahre, bin ich immer wieder von dieser grandiosen Natur begeistert und möchte sie malen.

Meine Mutter, die noch lebt, ist ungemein gutmütig. Jedoch durch Hartnäckigkeit verstand sie es, mich morgens aus dem Bett zu treiben. Besonders wenn die Sonne schien, sagte sie ständig: „Steh auf, die Sonne scheint, du mußt malen.“ Aber eines Morgens vergaß sie die Sonne und zeigte mir freudestrahlend meine erste Kritik in der Zeitung. Man sprach in einem Absatz von mindestens fünf Zeilen von mir. Das war ein großer Erfolg, der mir wohltat und auch auf meinen Vater, der von dem modernen Kram nichts hielt, seine Wirkung nicht verfehlte.

Ich bin der einzige unter den sechs Geschwistern, der Künstler geworden ist. Auch unter meinen Vorfahren waren keine Künstler, was mein älterer Bruder, der Maschinen verkauft, als Beweis ansah, daß ich völlig talentlos sein müsse. Nur meine ältere Schwester, die in der Pension Malstunde hatte, pinselte ein wenig, wobei ich ihr dann und wann helfen mußte. Von ihr erbte ich mit dem dreizehnten Jahre ihren wunderschönen Ölfarbkasten, womit ich dann in der Hauptsache Schiffe im Sturm malte, aber auch Dreyfus, dessen Prozeß damals gerade lief.

Nach Absolvierung der Realschule, Mathematik schlecht, Sprachen besser, bezog ich die Akademie in Düsseldorf, wo ich ein Jahr lang fleißig nach Gipsfiguren zeichnete. Dann ging ich nach Weimar, dessen Kunstschule von einem hohen künstlerischen Idealismus getragen wurde. Meine Lehrer waren Ludwig von Hofmann, Sascha Schneider und besonders der alte Landschaftler Theodor Hagen, der Mitbegründer der Berliner Sezession. Dieser prachtvolle Mann hatte großes Verständnis für die drängende Jugend. Er riet mir, Reisen nach Italien und Frankreich zu machen. 1911—1913 studierte ich die Sammlungen von Paris, Florenz und Wien und kopierte einen Primitiven, einen Rubens, einen Delacroix. Ich stand bewundernd vor diesen Hexereien. Und dann kam der Krieg, den ich bis zu meiner Verwundung vor Verdun im Jahre 1916 mit erlebte. Wenn ich auch Patrouillen und andere Abenteuer gerne mitmachte, so war ich doch ein schlechter Soldat, wenn ich exerzieren sollte. So war ich das Gegenteil von meinem Vater und von meinem Urgroßvater, der als tapferer französischer *Capitain de Cavallerie* bei Leipzig fiel.

Man fragt mich schon mal, was ich mit meiner Kunst anstrebe. Ich male, was mich bewegt, und male so, wie ich als Mensch nun einmal bin, und so gut, wie meine Begabung es zuläßt. Ich bin friedlich und male Frieden. Eine wüste Vorstadt versöhne ich gern durch das Seidenkleid einer Arbeiterin, durch einen grünenden Strauch oder durch eine festliche Fahne. Ich bin faul von Natur aus, deshalb male ich keine rauchenden, d. h. keine arbeitenden Fabriken, aber Lokomotiven und Dampfschiffe lasse ich lustig qualmen, wohl weil sich mit diesen Maschinen die angenehme Idee des Reisens verbindet. Neuerdings bevorzuge ich das Romantische oder sagen wir besser ein Stück Natur abseits vom Getriebe. Ich komme damit unbewußt einem Zeitempfinden entgegen, das sich nach heiterer Ruhe sehnt. Im übrigen mögen meine Bilder sprechen.

BILANZ EINES 36-JÄHRIGEN

Ein Leben verschlafen, erwartet, verärgert...

Von

P. P. O'NEILL

Geschlafen	12 Jahre	—	—	—
Baden, Waschen usw	—	4 Monate	16 Tage	23 Stunden
Rasieren	—	2 Monate	—	11 Stunden
Ans und auskleiden	—	10 Monate	15 Tage	5 Stunden
Haarschneiden	—	—	2 Tage	12 Stunden
Nägelschneiden	—	—	9 Tage	3 Stunden
Vor dem Spiegel verbracht	—	—	27 Tage	9 Stunden
Schneuzen	—	—	27 Tage	9 Stunden
Gähnen	—	—	9 Tage	3 Stunden
Niesen	—	—	—	22 Stunden
W. C.	—	3 Monate	18 Tage	4 Stunden
Gegessen, getrunken	2 Jahre	3 Monate	—	—
Zigaretten anzünden	—	—	8 Tage	3 Stunden
Gelernt	3 Jahre	—	—	—
Erledigungen	—	4 Monate	20 Tage	7 Stunden
Gewartet	3 Jahre	5 Monate	15 Tage	9 Stunden
Telephoniert	—	2 Monate	—	11 Stunden
Gefahren	1 Jahr	9 Monate	18 Tage	4 Stunden
Gegangen	2 Jahre	7 Monate	15 Tage	9 Stunden
Geärgert	—	7 Monate	15 Tage	5 Stunden
Im Kaffeehaus versessen	1 Jahr	—	—	—
Geplaudert	1 Jahr	1 Monat	15 Tage	9 Stunden
Herumgesucht	—	5 Monate	12 Tage	4 Stunden
Für andere dagewesen	—	5 Monate	12 Tage	4 Stunden
Dabeigewesen	—	5 Monate	4 Tage	10 Stunden
Vertrödelt	1 Jahr	6 Monate	—	—
Nichts getan	—	6 Monate	2 Tage	15 Stunden
Nachgedacht	—	7 Monate	15 Tage	5 Min.
Zwecklose Briefe geschrieben	—	1 Monat	4 Tage	12 Stunden
Zum Fenster hinausgesehen	—	—	9 Tage	3 Stunden
Auf die Uhr geschaut	—	—	3 Tage	7 Stunden
Eingekauft	—	—	24 Tage	8 Stunden
Wohnung aufgesperrt	—	—	2 Tage	1 Stunde
Krank gewesen	—	8 Monate	26 Tage	14 Stunden
Häuslich gewesen	—	8 Monate	20 Tage	7 Stunden
	36 Jahre	—	7 Tage	3 Stunden

THE MAN WITH THE TYROLESE HAT

by

ERNEST HEMINGWAY

As we backed into the firelight there was a short, bandy-legged man with a Tyrolese hat, leather shorts, and an open shirt standing before an unhooded engine in a crowd of natives.

"Can we help?" I asked him.

"No," he said. "Unless you are a mechanic. It has taken a dislike to me. All engines dislike me."

"If you can get to our camp we have a mechanic, about twenty miles from here."

"In the morning I will try it. Now I am afraid to make it go farther with that noise of death inside. It is trying to die because it dislikes me. Well, I dislike it too. But if I die it would not annoy it."

"Will you have a drink?" I held out the flask. "Hemingway is my name."

"Kandisky", he said and bowed. "Hemingway is a name I have heard. Where? Where I have heard it? Oh, yes. The *dichter*. You know Hemingway the poet?"

"Where did you read him?"

"In the *Querschnitt*."

"That is me", I said, very pleased. The *Querschnitt* is a German magazine I had written some poems for, and published a long story in, years before I could sell anything in America.

"This is very strange", the man in the Tyrolese hat said. "Tell me, what you think of Ringelnatz?"

"He is splendid."

"So. You like Ringelnatz. Good. What do you think of Heinrich Mann?"

"He is no good at all. I see we have things in common. What are you doing here?"

"Shooting."

"Not ivory, I hope."

"No. For kudu."

"Why should any man shoot a kudu?" You, an intelligent man, a poet shoot kudu."

"I haven't shot any yet", I said. "But we've been hunting them hard now for ten days. We would have got one to-night if it hadn't been for your lorry."

"That poor lorry. But you should hunt for a year. At the end of that time you have shot everything and you are sorry for it. To hunt for one special animal is nonsense. Why do you do it?"

"I like to do it."

"Of course, if you like to do it. Tell me, what do you really think of Rilke?"

"I have read only the one thing."

"Which?"

"The Cornet."

"You like it?"

"Yes."

"I have no patience with it. It is snobbery. Valéry, yes. I see the point of Valéry; although there is much snobbery too. Well at least you do not kill elephants."

"I'd kill a big enough one."

"How big?"

"A seventy-pounder. Maybe smaller."

"I see there are things we do not agree on. But it is a pleasure to meet one of the *Querschnitt* group. Tell me what is Joyce like? I have not the money to buy it. Sinclair Lewis is nothing. I bought it. No. No. Tell me to-morrow. You do not mind if I am camped near? You are with friends? You have a white hunter?"

"With my wife. We would be delighted. Yes, a white hunter."

"Why is he not out with you?"

"He believes you should hunt kudu alone."

"It is better not to hunt them at all. What is he? English?"

"Yes."

"Bloody English?"

"No. Very nice. You will like him."

"You must go. I must not keep you. Perhaps I will see you tomorrow. It was very strange that we should meet."

"Yes", I said. "Have them look at the lorry tomorrow. Anything we can do?"

"Good night", he said. "Good trip."

"Good night", I said. We started off and I saw him walking toward the fire waving an arm at the natives. I had not asked why he had twenty up-country natives with him, nor where he was going. Looking back, I had asked him nothing. I do not like to ask questions, and where I was brought up it was not polite. But here we had not seen a white man for two weeks, not since we had left Babati to go south, and then to run into one on this road where you met only an occasional Indian trader and the steady migration of the natives out of the famine country, to have him look like a caricature of Benchley in Tyrolean costume, to have him know your name, to call out a poet, to have read the *Querschnitt*, to be an admirer of Joachim Ringelnatz and to want to talk about Rilke, was too fantastic to deal with.

(Aus: *Green Hills of Africa*. Jonathan Cape, London.)

Berliner Kunstwochen

Mit einem musikalischen „Sesam, öffne dich“ sind die Tore des Berliner Schlosses weit aufgetan worden, um das Publikum der Berliner Kunstwochen zu Mozartscher und Beethovenscher Kammermusik einzulassen. Es ist eine Art Generalprobe für die Olympischen Spiele, in deren Reigen sich festliche musikalische Veranstaltungen in den schönen Barock- und Rokokoälen unserer Berliner Schlösser einreihen werden: im kleinen Monbijou am Flußufer, drüben in Charlottenburg in der Goldenen Galerie und nun auch im kurfürstlich-brandenburgischen Stadtschloß. Die Anziehungskraft dieser Art gesellig-architektonischer Einbeziehung der Musik in den Rahmen großstädtischer Feste und Feiern ist erstaunlich groß. Eben ist ein Konzertwinter vergangen, der mit gelungenen, ausverkauften oder überfüllten Veranstaltungen einen Rekord hält, da ziehen bereits das Mozart- und Beethovenfest große Besuchermengen in ihren Bann.

Diese Abende waren eine reine ungetrübte musikalische Freude. Die großen — Furtwänglers Berliner Abschiedskonzert mit der 8. und 9. Sinfonie, Die Missa Solemnis unter Kittel, Edwin Fischer mit Jochum und dem Hamburger Staatsorchester in der Philharmonie — und die „kleinen“ mit den entscheidenden Streichquartetten, Trios und Liedern. Besonders glücklich war die Wahl der Kammermusikwerke Beethovens, die im Rahmen der üblichen Konzerte leider so wenig gespielt werden. Eine besonders eigenartige Kontrastwirkung ergab sich durch die zweimalige Aufführung des Es-dur-Konzerts von Mozart zu Beginn und am Schluß der Mozartwoche. Hier konnte man den Reichtum und die Weite der Mozartschen Welt erleben, die unter *Schumanns* weichen Händen eine traumhaft romantische Färbung empfing, während *Edwin Fischer* die strahlende Klarheit der klassischen Gestalten mit männlichem Temperament heranbrachte. Der Wert der Kunstwochen, geschlossene Wirkungen zu erzielen, die über das Durcheinander der durchschnittlichen Konzertbetriebe hinausgehen, hat sich auch in diesem Jahr wieder gezeigt.

Peter Li.

Alte Jahrgänge des „Querschnitt“

Sämtliche Jahrgänge bis zum Jahre 1934

sind vergriffen

Lieferbar sind nur die Hefte ab Juli 1935

Heinrich Jenne Verlag, Berlin-Steglitz, Althoffplatz 4



Zwei Akte

Litho von Franz Marc (1908)

FRANZ MARC: ABSTRAKTION UND FÜLLE

Franz Marc beginnt genau um die Jahrhundertwende zu malen. 1900 geht er auf die Akademie in München, mit 1901 ist das erste der rund hundertachtzig Bilder gezeichnet, welche die große Berliner Gedächtnisausstellung bei *Nierendorff* und *von der Heyde* zusammenbringen konnte. Mit rund zehn weiteren Jahren ist er der Marc der blauen Pferde, der roten äsenden Rinder, der scheuen und kristallisch durchschienenen Rehe geworden, den die expressionistischen Maler als ihren Meister anerkennen. Für den Zeitraum eines Jahrhunderts ist er ein schnell aufgehender Stern geworden, für sein eigenes Leben bedeuten dieselben Jahre einen mühseligen, langsamen, tastenden Aufstieg, den manche als einen Irrweg ansehen, und den er selbst in ungewissen Stunden auch einmal als solchen empfunden haben mag. Zwischen den Heidekrautbildchen von 1901 und den späteren Bildern liegt ein Entwicklungssprung, wie er in der Geschichte der Malerei nicht wieder vorgekommen ist. Die ersten Bildchen sind treuherzig gemalt, in Tönen, die an Defregger gemahnen, mit breitem, etwas zu grau bleibendem Pinselstrich, im impressionistischen Versuch, Gestalt und Landschaft zu verschmelzen.

Die Entwicklung, die nun einsetzt, gleicht einer merkwürdigen Kurve. Marc treibt Skelettstudien und dringt mit Energie ohnegleichen in das *Innere* seiner Gestalten ein, das *anatomische* Innere der Figuren, die meist Tiere sind. Dieser Trieb, damit das Wesentliche zu fassen, hält an, als diesen Wesen wieder Fleisch und Fell anwachsen und wir die ersten Rehe sehen in ihrer sehnsüchtigen, etwas traurigen und so zarten Kurvatur. Das „sterbende Reh“ wird so oft gezeichnet in dieser Zeit, ein von Pfeilen überschüttetes, zusammenfallendes Reh, als ob die

Unerlöstheit des Tieres in der Trauer des Todes am deutlichsten werde. *August Gaul*, der dem Antinaturalismus *Marc's* nicht zustimmen konnte, hat doch von diesen Tierabbildungen gesagt, daß in ihnen das Tier am ähnlichsten sei, weil die unerlöste Seele des Tieres aus ihren Augen sähe. Schon in diesen ersten noch ganz abbildungstreuen Rehzeichnungen verschiebt sich der Begriff von dem der anatomischen Echtheit zu dem der metaphysischen hin.



Sterbendes Reh

1908

Seine Malerei nimmt nun den Weg zu einer immer größeren Abstraktion, die erst die Umrisse, dann die Farbe, schließlich die Gestalt und Körperhaftigkeit seiner Objekte überspringt, um zu ihrem Wesen und dem echten *Inneren* zu gelangen. Es sind meist Tiere gewesen. Zuerst jene kleinen, an Else Lasker-Schüler auf einer Postkarte gemalten, von kristallinen Blitzen zersetzten Rehe, Pferde und Leoparden, von denen der *Traumfelsen*, auf dem zuerst schon das blaue Pferd ruht, am bekanntesten geworden ist. Es liegt ein *Legendentalent* in dem aufgelösten Umriß dieser Wesen, der oft an persische Miniaturen denken läßt. In die Feenlandschaft der eigentlichen Welt gehören auch die roten Kühe und die springende Affenherde oder der Esselfries, denen das exotische Element wie eine Einführung für die Verzauberung mitgegeben ist, die den Beschauer erwartet. Die Welt dieser Bilder, als Fabelwelt aufgefaßt, ist vielen um ihrer musikalischen Art lieb geworden. Hier liegt der Publikumserfolg *Marc's*. Die Bilder hängen in vielen Häusern.

Für ihn beginnt hinter dieser Phase erst der eigentliche, recht erbitterte Kampf, die Zersetzung der Bildfläche, als wäre sie von Leuchtkugeln zerwühlt, als habe ein sonnenhelles, bald dunkelrot flammendes Erdbeben Figuren und Landschaft zerrüttet. Das ist die Ahnung des Todes und des Krieges, den Marc immer kommen fühlte und ihn durch die Bilder hindurch fühlte. Das Skizzenbuch aus dem Kriege zeigt Rehe, unter dem Laubenwerk von Ranken, Fasern, Blättern versteckt: das neugierig aus dieser Verschlungenheit lugende Leben. Marc hat diese lyrischen Blätter im Schützengraben gezeichnet, als ob jetzt, nach dem Ausbruch der Gewalt, die Spannung selbst in ihm nachgelassen hätte. Dann Skizzen: Rehe spazieren in ihrer aus Lichtquadern aufgebauten fremden Welt, als ob eben da die eigentliche, die erlöste Welt wäre. Resultate oder gar eine künstlerische Anweisung, die ihm einige Gruppen entnehmen wollten, gibt dies Leben nicht. Aber es muß schon Blindheit des Auges oder des Geistes sein, die die Gewalt und auch die Schönheit jener anderen „eigentlichen“ Welt vor *seinen* Bildern nicht erkennen kann.

Eberhard Schultz.

ZWEIERLEI METHODE

Von

P. G. WODEHOUSE

„John“, fragte Robert Finch eines Morgens beim Ankleiden seinen Diener, „waren Sie jemals verliebt?“

„Jawohl, Sir“, antwortete der Diener ohne eine Spur von Verlegenheit. „Aber es wurde nichts daraus.“

„Kann mir denken, warum. Zur Liebe gehört Methode. Ich habe mir ein System ausgedacht, hören Sie zu, Sie können es vielleicht ein andermal brauchen. Wenn man verliebt ist, muß man nach einem genauen Programm handeln, verstehen Sie?“

„Nein, Sir.“

„Sobald man die Richtige gefunden hat, muß man sie zuerst ansehen, — das begreifen Sie doch?“

„Nicht ganz, Sir.“

„Sehr einfach. Man betrachtet sie aus der Entfernung, hängt mit den Blicken an ihr, bis es ihr auffällt. In der zweiten Woche schreibt man ihr Briefe, täglich einen. Dritte Woche: Blumen; alle Morgen einen Strauß. Vierte Woche: kostspieligere Geschenke, Schmuck und derlei. Fünfte Woche: Einladung zu Souper und Tanz. Sechste Woche: der Heiratsantrag!“

John zog nachdenklich ein Rasiermesser auf dem Riemen ab. „Ein wenig unständig, Sir, nicht wahr? Bei uns in Pittleburn —“

„Was ist Pittleburn?“

„Ein kleiner Ort, aus dem ich stamme, Sir. In Pittleburn ist es Brauch, die Auserwählte einmal heimzubegleiten, ihr eine Kleinigkeit zu kaufen, ein Seidenband etwa, tags darauf mit ihr spazieren zu gehen und sie zu küssen.“

Robert Finchs korrekter, stets verlässlicher Kammerdiener sagte das mit etwas mehr Feuer, als man ihm zugetraut hätte. Aber sein junger Herr schüttelte den Kopf: „Das geht in einem kleinen Nest, aber nicht in London, John!“

Zwei Tage später beauftragte Robert seinen Diener, einen Strauß auserlesener Rosen mit einer Karte im Novelty-Theater für Miß Rosalind Parker abzugeben. „Blumen, John, verstanden? Dritte Woche. Haben Sie die Revue gesehen? Nicht? Kann Ihnen leid tun. Miß Rosalind ist entzückend. Ein großes Talent. Ich gehe seit zwei Wochen jeden Abend zur Vorstellung. Sie hat mich bereits fünfmal deutlich angesehen. Sie würde Ihnen sicherlich sehr gefallen. John.“

„Ich bin von Ihrem Geschmack überzeugt, Sir. Übrigens hat Mr. Galloway angerufen, bevor Sie kamen, Sir.“

„Mein Onkel ist in London“, rief Robert überrascht. Das bedeutete, daß Mr. Galloway, der Hosenträgerkönig von USA., Alleinerzeuger der Marke „Elasta“, Junggeselle und Millionär, sich wieder einmal besonders jung und lebensfroh fühlte. Amerikanische Millionäre mittleren Alters haben zuweilen eine übertriebene Neigung, Chorgirls aus Europa als Gattin heimzuführen, sehr zum Verdruß ihrer enttäuschten Erbanwärter.

Onkel Galloways Händedruck war so herzlich, seine Miene so strahlend, daß Robert Gefahr witterte. Der Onkel schien sich diesmal ungewöhnlich lebenslustig zu fühlen. Das bestätigte sich, als er unvermittelt begann: „Du weißt, meine Junge, daß schon Männer, doppelt so alt wie ich, geheiratet haben . . .“

„Hast du — hast du die Absicht, Onkel —“

„Warum nicht? Ich habe eine entzückende junge Dame kennengelernt, sie ist beim Theater, aber weshalb sollte ein Geschäftsmann nicht ein Mädchen heiraten, das sich als Chorgirl ehrlich ihr Brot verdient? Außerdem habe ich immer für den Namen Rosalind geschwärmt.“

„Rosalind?“ echote sein Neffe schwach.

„Rosalind Parker. Vom Novelty-Theater. Was starrst du mich so an? Kennst du sie vielleicht?“

„Flü — flüchtig!“

„Ich hoffe, du wirst sie besser kennenlernen. Als zweite Mutter sozusagen.“

„Und wann soll die — das Ereignis stattfinden?“

„Ich gedenke, mich Ende der Woche zu erklären!“

Robert stürmte heim und ließ sofort durch John drei Rosensträuße, eine Armbanduhr und ein goldenes Glücksschweinchen für Rosalind im Theater abgeben. Er mußte sich mit seinem Programm beeilen, damit ihm der Onkel nicht zuvor kam. Zwischen den Rosen steckte ein Briefchen, worin er Rosalind zum Abendessen ins Carlton einlud.

Sie sollte um elf kommen. Robert wartete vergebens bis zehn Minuten vor zwölf. Dann wankte er enttäuscht und allein aus dem Carlton ins nächtliche Dunkel hinaus und fuhr im Taxi heim, Groll gegen alle Frauen im Herzen. Daß Rosalind ihn hatte aufsitzen lassen, wäre noch hingegangen, aber daß sie drei Bukette, ein Armband und ein goldenes Schweinchen einfach ignoriert hatte, drohte ihm das Herz zu brechen. Selbst ein Automat, wenn man oben etwas einwirft, nimmt Notiz von einem, wenn auch oft etwas Falsches dabei herauskommt.



Die Maler Theo Champion und Felix Meseck



Spaziergang



Tennis



Schulpause

Drei Gemälde von Theo Champion



Fotowettbewerb

Fot. Stubbe, Heide i. Holst.

Übernahme von wilden Ochs in Swakopmund



Fotowettbewerb

Fot. Hugo Schmidt, Hamburg

Der Sprung

Düster und reizbar sperrte er die Wohnungstür auf. Aus dem Salon kam Gelächter, silbernes Frauenlachen. Wie kam eine Frau in seine Junggesellenwohnung? Er riß die Tür zum Salon auf. Sein Diener John sprang bestürzt auf und eilte ihm zur Türschwelle entgegen; er schien — zum erstenmal — etwas außer Fassung. „Ich habe Sie noch nicht zurückerwartet, Sir!“

„Das glaube ich gern“, versetzte Robert grimmig.

„Am besten, du erklärst alles, John“, sagte ruhig jemand hinter ihm. Der Diener trat zur Seite. „Darf ich Ihnen meine Frau vorstellen, Sir?“

„Ihre — Frau?“

„Wir sind heute morgen getraut worden, Sir.“

Robert sperrte den Mund auf. „Freut mich, Sie kennenzulernen“, sagte Johns Frau. „Wir müssen einander übrigens schon irgendwo begegnet sein, nicht wahr? Sie haben mir auch Blumen geschickt — wie lieb von Ihnen!“ Seelenruhig knackte sie eine Walnuß. — Mühsam fand Robert die Sprache wieder. „Sie hätten mir wenigstens sagen können, daß Sie heute nicht ins Carlton kommen!“

„Ins Carlton?“

„Ich habe Ihnen eine Einladung ins Theater geschickt!“

„Heute war ich den ganzen Tag nicht im Theater, ich habe mir wegen unserer Trauung freigenommen. Hoffentlich haben Sie nicht allzu lange auf mich gewartet?“ Sie lächelte ihn entwaffnend an. Roberts Groll schmolz. „Ach keineswegs, keineswegs!“ sagte er.

„Gestatten Sie, Sir, daß ich Ihnen erkläre —“

„Erklären Sie, erklären Sie, bevor ich vor Überraschung überschnappe!“

„Meine Frau und ich sind seit langem befreundet. Wir stammen aus demselben Ort —“

„Aus Pitt — Pitt —“

„Jawohl, Sir, aus Pittleburn. Wir waren verlobt, bevor ich nach London ging. Es gab einen kleinen Zwist zwischen uns, durch meine Schuld —“

„Nein, John, es war meine Schuld!“

„Nicht deine, Rosalind, meine!“

„Weiter, weiter!“ unterbrach Robert.

„Als ich Ihre Blumen im Theater übergab, sprachen wir die Sache noch einmal durch und versöhnten uns.“

Die Jungvermählte sah strahlend von den Walnüssen auf. „Sie sind doch nicht böse?“

„Böse?“ Robert überlegte, ob er nicht berechtigt war, wenigstens etwas ungehalten zu sein. Da fiel ihm Erbonkel Galloway mit seinen Heiratsgedanken ein, und er rief: „Durchaus nicht! Ich bin übergelukkig, daß Sie bereits Ihre Wahl getroffen haben, Miß Rosalind — Miß John — Mrs. John, und ich freue mich, daß ich gerade noch zur Hochzeitstafel zurechtkam! Sie werden morgen in Ihrer Theatergarderobe ein kleines Hochzeitsgeschenk finden, drei Rosensträuße, ein Armband und ein goldenes Schweinchen. Möge es Ihnen Glück bringen. Übrigens John! Die Methode bei Ihnen daheim in Pitt — Pitt —“

„Pittleburn, Sir.“

„— sie hat etwas für sich, die Methode von Pittleburn!“

SCHALLPLATTEN-QUERSCHNITT

Unter den Schallplatten-Neuerscheinungen der letzten Wochen nimmt die Orchestermusik wieder einen breiten Raum ein. Beethovens VI. Sinfonie wird von den Wiener Philharmonikern gespielt (Elektrola E. T. 341). Clangor bringt die I. Sinfonie (MD 9289) und die Coriolan-Overtüre (MD 113), letztere vom Orchester der Berliner Staatsoper. Ferner sind zu erwähnen La Chasse aus der Sinfonie Nr. 73 von Haydn und der Marsch K. V. 249 von Mozart (Elektrola E. G. 3584) und das F-dur-Quartett von Dvorak (Clangor MD 9255). Etwas für Feinschmecker ist das Mozartsche Rondo K. V. 386 von Eileen Ioyce gespielt (Odeon 7683).

Grammophon hat die Ouvertüre zu Smetanas „Verkaufte Braut“ unter Alois Melichars Leitung herausgebracht (15103), Odeon „Die Macht des Schicksals“ (6994) und „Don Juan“ vom Gr. Mailänder Symphonie-Orchester gespielt (7589).

Unter der schönen Sammlung klassischer Musik des Schallplatten-Volksverbandes fallen eine Anzahl Bachscher Werke besonders auf: die Orgel-Toccata von Prof. Heitmann in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche gespielt (MD 9247 und MD 9265), das Flötensolo aus der H-moll-Suite (MD 9277), das Es-dur-Konzert (MD 9275) und das Largo (MD 9332). Interessant ist auch die Aufnahme der Ciaconna aus der Partita IV, die Odeon auf 2 Platten (6977/78) bringt.

Professor Eduard Erdmann spielt Beethovens „Bagatelle“ und das Intermezzo 117 von Brahms (Odeon 6995), Luise Gmeiner Walzer von Brahms und die Kinderszenen von Schumann (Telefunken A 1917) und Prof. Winfried Wolf Beethovens Mondscheinsonate (Clangor MD 9313/16). Drei vollendete Aufnahmen.

Elektrola hat außerdem noch 2 Sätze aus Beethovens Frühlingssonate (E. W. 38) und Clangor die Cavatine aus dem B-dur-Quartett aufgenommen (M 9366).

Vier ungarische Tänze von Brahms findet man auf Odeon 25679 und Clangor M 1644. Sigfrid Grundeis spielt den Walzer in Cis-moll von Chopin (Odeon 25449).

Sehr beliebt sind in letzter Zeit die Gesangsgitarristen, von denen hier einige der besten zu erwähnen sind: Ich bin nur ein armer Wandergesell (Kristall 7086), Trauriger Sonntag (Kristall 6169, Grammophon 2293), Haidjevs Heimat, Rosmarin und Mein liebes Mütterlein (Gloria 27266, 27166, 27262).

Zwei besonders schöne Geigensoli finden sich auf den Platten Imperial 15024 und 17028: Eine Serenade von Toselli und Liebesfreud, Liebesleid und Schön Rosmarin von Kreisler.

Auf Telefunken E 1908 hört man das Credo vom Don-Kosaken-Chor unter Serge Jaroff und last not least, Louis Graveur (Grammophon 10474): „Gern hab ich die Fraun geküßt“ aus Paganini und „Schenkt man sich Rosen in Tirol“ aus dem Vogelhändler.



Liselotte Altenburg

Das Fahrrad als Heiratsvermittler. „Den gierig lauschenden Ohren mancher hoffenden Ballmutter wird häufig zugeflüstert, daß das Fahrrad in vielen Fällen schon die Rolle des Heiratsvermittlers gespielt habe . . . Die Mädchen werden also auf Radtouren viel aufmerksamer behandelt als die verheirateten Frauen, und diessollte ihnen ein Sporn sein, sich des Fahrrades in größerer Anzahl zu bemächtigen . . . Falls sich die Mama widersetzt, so wären folgende Gründe ins Feld zu führen, um sie zu erweichen: hygienische Bedeutung (insbesondere Heilung der Bleichsucht), Kräftigung der Muskeln (für die Tanzsaison sehr notwendig), Erzielung eines frischen Teints, neues Gebiet für geschmackvolle Toiletten — bei kleinen Füßchen können die Kleider nach unten hin kürzer gehalten werden — und endlich Erzielung hoffnungsberechtigender *tête à tête*. Letztere können herbeigeführt werden durch: Zurückbleiben und Festschraubenlassen der Pedale usw. Sehr reizvoll ist auch das Reifenflicken *à deux*. Wenn die Mama bei diesen Ausichten nicht nachgibt, so lasse man sich das Radfahren durch den Arzt verordnen.“ (Aus „Die RadWelt“, 1895.)

*

Der Schulaufsatz. In der Quarta eines Berliner Lyzeums hatten die Mädchen Teile aus Homers Odyssee gelesen und mußten nun einen Aufsatz darüber schreiben. Es handelte sich um das Kapitel, in dem der Dichter das Leben und Treiben in Odysseus Hause in Ithaka, kurz vor seiner Rückkehr schildert. Dabei brachte eine der Zwölfjährigen folgenden Satz zu Papier: „Wir alle wohl können es Penelope nachfühlen, was es heißt, fünfundzwanzig Jahre vom eigenen Manne getrennt zu sein.“

Philipp Metman
Mythos und Schicksal
 Die Lebenslehre der antiken Sternsymbolik. RM. 4,80
 Zu beziehen durch jede Buchhandlung

„ . . . ein Happen für Feinschmecker“

„Karl Lerbs, bekannt als Bühnenautor und Bearbeiter, ist auch ein berühmter Anekdoten-Erzähler. In einem Band hat er die schönsten seiner Anekdoten gesammelt. Aus der Geschichte und aus der Gegenwart hat er viel Amüsantes zusammengetragen. Natürlich schneidet die Heimat von Lerbs, die Hansestadt Bremen, am schönsten ab. Die ‚Bremischen Anekdoten‘ des Autors, erlaucht und wundervoll durchgeformt, sind ja schon berühmt geworden. Man findet sie hier, zum Ruhme Bremens, das Humor genug hat, sie nicht übelzunehmen. Das Büchlein, von Otto Kurth mit Zeichnungen versehen, ist ein Happen für Feinschmecker.“

(B. 3. am Mittag, Berlin)

Karl Lerbs, Der blaue Leutnant.
 Kurzgeschichten und Anekdoten.
 Buchausstattung und Bilder von Otto Kurth. Umfang 128 Seiten. In Leinen gebunden RM. 1.50. Carl Schünemann, Verlag, Bremen.

Vorrätig in allen Buchhandlungen

DER QUERSCHNITT

kostete 15 Jahre lang RM. 1.50

Er kostet jetzt
im Abonnement 85 Pf.

Abonnieren Sie!



Tennisturnier bei Ostwind

Englische Karikatur 1884

MARGINALIEN

BEICHTE EINES UNMODERNEN

Von

RICHARD DREWS

Ich kann
weder eine Schreibmaschine bedienen
noch ein Auto lenken,
weder einer schönen Frau den Hof
machen,
noch mich auf dem Parkett mit jenem
selbstgewissen Anstand bewegen, der
angeboren sein muß, um echt zu sein.
Ich kenne
weder die Inneneinrichtung eines Radio-
empfängers,
noch vermöchte ich meiner Braut eine
annähernd richtige Beschreibung
einer Dampfturbine zu geben.
Ich weiß nicht,
wie der Tonfilm zustande kommt,

noch auf welche Weise man einem Star
ein Autogramm ablistet.

Ein Motorrad ist für mich ein Welt-
wunder, und der Gedanke, man
könnte mich kurzerhand draufsetzen
und von mir verlangen, ich sollte los-
fahren, treibt mich in Angstzustände,
wie sie sonst nur durch Examens-
träume hervorgerufen werden.

Wenn ich „Netzempfänger“ und „Drei-
röhrenapparat“, wenn ich „Superhet“
und „Fading“ höre, glaube ich zu-
nächst, daß es sich um mexikanische
Gottheiten handelt.

Ich kann
weder boxen,

noch weiß ich, wie es auf der Rennbahn eigentlich zugeht.

Ich verstehe nichts vom Bridge (geschweige Skat).

Wenn ich in einem publikumserfüllten Saal übers Parkett gehen soll, bin ich überzeugt, daß es mein letzter Gang ist.

Wenn eine Platte, voll carusohafter Lautstärke und Süße, abläuft, bekomme ich das Gruseln und bestaune das Ding wie ein Neger den ersten Wecker, den ihm ein Weißer zeigte.

Ich verstehe nichts von Buddhismus, weiß nicht, ob man zum Frack die weiße Binde trägt. (Nur wie der Bühnendonner erzeugt wird, weiß ich durch Zufall, weil ich früher einmal als Amateur hinter die Kulissen geriet.) Leider weiß ich's; seitdem wirken Gewitterszenen auf der Bühne nur noch halbwegs so stark auf mich.

Wenn ein Telephon klingelt, werde ich unruhig,

wenn ich von Psychoanalyse gesprächsweise plätschern höre, habe ich dicke Schweißperlen auf der Stirn.

Wenn ich Lippenstift höre, werde ich rot, röter, als der roteste Lippenstift zu röten vermag.

Vor jeder Theatergarderobe bekomme ich Krämpfe, weil ich fürchte, die Garderobenfrau könnte ungehalten sein, wenn sie ein Trinkgeld bekommt.

Auch bin ich nicht ganz sicher, wie man sich am kommentmäßigsten durch vollbesetzte Parkettreihen an seinen Platz windet, ob mit der Fassade zur Fassade des Sitzenden gewandt oder..

Welche Blumen nimmt man mit, wenn man das erstemal eine befreundete Familie besucht,

welche, wenn man um eine Hand anhalten will;



Dolly Haas

Zeichnung Irminghaus

was sagt man am besten zu einem überraschend auftauchenden Vorgesetzten, der einen frühstücken sieht, oder sagt man besser gar nichts? Fragen, Fragen ...

Was ist Buddhismus, was „sex appeal“, was neue Sachlichkeit? Ich beneide meine Freunde, die mit traumwandlerischer Sicherheit sogar Aphoristisches darüber von sich zu geben vermögen.

Ich hingegen: *ich bin ein hoffnungslos unmoderner Mensch!*

Mit diesem Heft schließt der erste Jahrgang des QUERSCHNITT unter der Schriftleitung des jetzigen Herausgebers nach der Übernahme im Juli 1935 ab.

Während im Juli 1935 im ganzen etwa 1500 Exemplare verkauft wurden, ist die Auflage innerhalb zwölf Monaten auf 16000, also über das Zehnfache, gestiegen.

DAS ENTFESSELTE KABARETT

Das Kabarett ist eine französische Erfindung. Geboren von der Boheme, von Dichtern, die sich in Bänkelsänger verwandelten und mit Malern und Tänzerinnen zu nächtlicher Stunde eine Bruderschaft feierten, die mehr Witz, mehr Spott und Schönheit, aber nie soviel Geld besaß als die ihnen zuhörchende Bürgergesellschaft. Das Kabarett war einst auch noch die Erfindung eines geschickten Kneipwirts. Oben am Montmartre, im chat noir war die Grenzfläche zwischen der Gesellschaft und denen außer der Gesellschaft, wo sich die phosphorgelbe Flamme ihrer Witze entzündete. Es war ein boshafter, ja hämischer Witz. Der Dichter, nun wahrhaftig vor seiner Hörschaft, ist immer eher als Narr denn als Prophet aufgetreten.

Als die Einrichtung nach Deutschland kam und sich sogleich in ein Theater mit festen Nummern verwandelte, blieb man doch beharrlich bei dieser Lustigkeit. Das *Überbrettel* wollte auch nichts als Unfug sein, wenn schon solcher von Rang, borgte sich ebenso Tänzerinnen und Soubretten aus und nannte die Mischung — damals noch — Varieté. Denn nur die Vielfalt könne man ertragen, und ein hausbackenes Drama oder ein Roman sei zuviel für ein modernes Gemüt, so hieß es *damals*. Das war auf seine Weise anarchische Kunst, die Tanz, Gesang, Gedicht, Unfug und Ernst zusammenfügte, eingehüllt in jenen verwegenen Weltschmerz, der nach Mitternacht auch den nüchternsten Kaufmann be-

fällt. Inzwischen haben sich die anderen Künste erholt, das Varieté seinen Ausflug in die Vorstädte gemacht, von wo es nicht ganz unversehrt zurückkam. (Man hat es unversehens in eine Reihe von Trapeznummern verwandelt, siehe Scala u. a.) Das Kabarett hat eine tüchtige Nachblüte in der Nachkriegszeit gehabt und war nun eigentlich auch schon ruhig verschieden, da tauchen jetzt die *Entfesselten* auf, acht an der Zahl. Der Name erinnert von fern an jenen leicht anarchischen Zug, an die Mischung von Übermut und tödlicher Satire, und siehe da: eine Operette wird parodiert, ein Ausdruckstanz à la Wigman durch den Kakao — ein Sängertrio, man möchte sagen: durch die geschlossenen Zähne gezogen, hmm, hm, hmm, hm, und Rundfunk und Film bekommen es auf ihre Weise tüchtig ab. Das ist wohl schon die Zerstörung von Formen und Gefühlen, die andere Künste aufgebaut haben. Aber jedermann stimmt zu, denn hier wird falschen Gefühlen der Garaus gemacht. Das Kabarett hat seine Wiederkunft. Oder ist mit dem schon Totgeglaubten gleichzeitig eine Verwandlung vor sich gegangen?

Nummer eins: Man beobachtet, daß ein gewisser Rückfall in die Theaterfestigkeit eintritt. Die Nummern sind fest ineinandergeschient. Der Zuschauer wartet wie auf ein Stück, und als ein Conférencier auftritt, ist es nur die Parodie auf einen Conférencier. So fehlt die Improvisation, des freien Geistes offene Flagge, es fehlt auch die

Intimität der kleinen, sich zufällig findenden Gesellschaft. Sodann (Numer zwei) kommen nun die Parodien auf den Tanz, auf den Sunny boy, auf einen Denunzianten, wo sozusagen ein Charakter parodiert wird, auf alle verflochtenen Tingeltangelmädchen der Jahrgänge von 1900 an aufwärts, und auf die berühmte ungarische Operette. Im Brennspiegel verzerrt schaut uns noch einmal unser böses Jahrhundert entgegen. So kommen schließlich, nach diesem Schrei zur echten Natur, noch einige Korrekturen, die an unserer eigenen, doch nicht ganz untadeligen Zeit angebracht werden, und Rundfunk und Film müssen dran glauben. Der Modejournalstil der Reklamefilme und ein etwas närrisches Werben um die Volksstimme beim Funk zeigen, wo auch heute der Sparren noch sitzt. Bald brandete denn auch um die Blödsinnigkeit dieser Dinge das heilsame Gelächter. Der Witz, der heilsame Witz hatte wieder einmal einen Unfug zerstört. Hier stimmen wir von Herzen zu. Das Kabarett lebt in der Gegenwart und ist, auch wo es negativ scheint, im Grunde doch recht positiv. Es hat darin auch eine wahre, ja gefährliche Berufung, wenn es Sentimentalitäten abbaut, die andernorts noch Heiligkeiten sind. (Gesehen in Berlin, im Renaissance-Theater.)

E. S.

Unfug der Peterei

heißt wirklich:

Peter Bamm Kurt
 Peter Gan Richard
 Peter Li Arnold
 Peter Gordon Edmund Franz
 Peter Scher Fritz



Genia Nikolajewna
 (Scherenschnitt von Fritz Engert)

Höflichkeit. Als sich vor etwa sechzig Jahren die erste deutsche Marine mission der japanischen Küste näherte, bereitete dem Kommandanten die Begrüßungsrede, die er an die Japaner richten sollte, viel Kopfzerbrechen. Er konnte kein Wort japanisch und wollte trotzdem nicht hinter der sprichwörtlichen Höflichkeit des Reiches der aufgehenden Sonne zurückstehen. Gerade als die japanische Barkasse am Fallreep anlegte, kam ihm der erlösende Gedanke; schnell bat er seine Offiziere, die Haltung zu bewahren, was sie auch hören würden.

Die Japaner erschienen auf Deck, und der deutsche Marinechef ging ihnen ein paar Schritte entgegen. Sehr höfliche Verbeugungen folgten. Dann wandte sich der Deutsche an die Besucher, indem er langsam und feierlich, jede Silbe einzeln betonend, sagte: „Eins und zwanzig, zwei und zwanzig, drei und zwanzig!“ Niemand verzog eine Miene, auch die Japaner nicht. Und der Führer der japanischen Abordnung erwiderte, ebenso feierlich und würdevoll: „Vier und zwanzig, fünf und zwanzig . . .“

(Aus der internationalen Zeitschrift „Nippon“, Tokio.)

Postlagernde Sendungen — eine Gefahr für die Jugend!

„Wer sich die Mühe geben will, mehrere Tage hintereinander in einem größeren Postamte morgens bei Öffnung der Schalter längere Zeit als stiller Beobachter zu verweilen, der wird recht merkwürdige und für den Erzieher nicht immer sehr erfreuliche Erfahrungen machen. — Da springt eiligst mit gerötetem Antlitz ein junges Mädchen heran, es hat die Büchermappe am Arm hängen und ist allem Anschein nach eine dem Backfischalter zustrebende höhere Tochter, es könnte auch eine aus gutem bürgerlichem Hause stammende Schülerin der Volksschule sein. Hastig tritt das Mädchen an den Schalter für postlagernde Briefe heran und fragt aufgeregt, ob nicht ein Brief unter der Chiffre „*Veilchenduft*“ oder „*Liebling*“ oder „*Rosenrot*“ oder „*Maria*“ usw. hier lagere. Ihre Erwartung kaum bemeisternd, nimmt die Empfängerin ein Brieflein fast gierig aus der Hand des Beamten, verschlingt den Inhalt und eilt zur Schule. Was mag das Brieflein wohl enthalten? — Sicher Dinge, die dem treusorgenden Elternhause nicht bekannt werden sollen. Vielleicht ist die Sache ziemlich harmlos: ein Stelldichein mit einem semmelblonden, noch auf Platonisch sich quälenden Sekundaner oder Primaner. Ob's immer so harmlos bleibt? — und wie steht's mit der Aufmerksamkeit und dem Interesse an der Schule?

Warten wir noch ein wenig länger an dem erwähnten Postschalter. Da kommt scheu und schüchtern ein junges Mädchen, das anscheinend weniger gut gestellten Kreisen angehört, man merkt das an der Kleidung und am ganzen Auftreten. Das Mädchen ist offenbar in einem Geschäft als Lehrling tätig und wird häufig zur Abholung von Postsachen in das Postamt geschickt. Bei solcher Gelegenheit bringt es auch einen postlagernden Brief mit, fragt nach der Chiffre und ist höchlichst erfreut, wenn ihm das Gewünschte eingehändigt wird. Die Korrespondenz wird häufiger und häufiger; das anfangs schüchterne Mädchen wird freier, man möchte sagen frecher in seinem Auftreten, jede Spur von Befangenheit ist verschwunden. Nur wenn es immer oder meistens denselben Beamten findet, der sie vielleicht mit einer ernsten stummen Frage durchbohrend ansieht, da kommt so etwas wie ein Rest von Schamgefühl über das Kind, ich sage Kind, denn das Mädchen ist tatsächlich den Erwachsenen noch nicht zuzurechnen. Die ärmliche Kleidung verschwindet ganz allmählich, da kommt zunächst vielleicht einmal ein Paar feinere Schuhe zum Vorschein, dann ein besseres Kleid, vielleicht ein Mantel, ein neuer Hut und sogar noch ein Pelzkragen. Aus den spärlichen Pfennigen, die das Mädchen im Geschäft verdient, kann es solche Ausgaben nicht decken. Das tun die Freunde, mit denen durch postlagernde Briefe Stelldicheins verabredet werden.

Nur die Eltern dürfen nichts merken. Die Mutter ist ja so gut, wenn das Töchterlein abends spät und müde nach Hause kommt und erzählt, wie sehr und wie lange es von dem strengen Prinzipal im Geschäft bei schwerer Arbeit zurückbehalten wurde, da möchte das arme Mutterherz weinen und hätschelt das angeblich so gequälte arme Töchterchen. Wenn die Mutter wüßte, wo und mit welchem sauberen Bürschchen ihre Tochter sich spät am Abend noch herumgetrieben hatte! Und wenn es nun nicht herauskommt, was ist dann der weitere Verlauf? Dann sinkt das Mädchen von Stufe zu Stufe, das Ende will ich nicht erwähnen. Das Gesicht welkt, ein hohler, verwaschener, sinnlicher Ausdruck herrscht in dem früher so frischen Antlitz. Wohin es treibt, das sehen wir noch bei einigem Verweilen vor dem Postschalter. Da rauscht mit schäbiger Eleganz oder aber geschmacklos aufgedonnert ein weibliches Wesen herein, blickt die Anwesenden zynisch herausfordernd oder einladend frech ins Gesicht, nimmt die erwarteten Postsendungen in Empfang und verläßt in derselben Weise das Haus. Wir wissen, was für ein Menschenkind das war. Nun lassen Sie einmal junge, noch nicht ganz verdorbene Mädchen oder auch junge Männer mit solch einer Person zusammentreffen, das Elend, das aus solch einer Berührung entstehen muß, brauche ich nicht zu schildern. Hier liegt sogar eine Gefahr für den Postbeamten vor!



Aus der Geschichte der preußischen Polizei

Fot. Weltbild



Zuschauer bei einer Veranstaltung in London

Fot. Weltbild/Keystone



Grabdenkmal in Wien

Fot. Steffi Schaffelhofer, Wien



Potsdam, Sanssouci

Fot. V. Hube



Aquarelle von Lou Albert-Lasard

Fotos: Studio Pilon, Paris

Natürlich kommen auch Männer, junge und alte, an den Schalter, um chiffrierte Sendungen abzuholen. Harmlose Sekundaner, weniger harmlose Studenten und Ladenjünglinge, Soldaten verschiedenerlei Grades, alte verlebte sogenannte Lebemänner; wehe dem Mädchen, das in deren Hände fällt! — Nicht unerwähnt darf bleiben, daß auch mitunter sogenannten *anständigen* Kreisen angehörende Männer und Frauen von der Einrichtung der postlagernden Briefe Gebrauch machen, um sich die Wanderung auf verbotenen Wege zu erleichtern . . .“

Bis hierher hatte ich meiner kleinen Nichte diesen Aufsatz von einem Kreisschulinspektor vorgelesen, den ich in einer Zeitschrift aus der Zeit unserer Eltern, Jahrgang 1910, gefunden hatte, als sie mich gelangweilt unterbrach: „*Ich weiß gar nicht, Onkel, wie die sich damals das Leben nur so schwer machen konnten. Wenn ich heutzutage Post erwarte, dann rufe ich morgens beim Aufstehen einfach mal zu Hause an und frage Pap, ob etwas für mich gekommen ist!*“

Das Museum der Hosen

Nicht geringes Aufsehen hat in der englischen Hauptstadt die Ankündigung von der bevorstehenden Eröffnung einer *Ausstellung alter Hosen* erregt. Es handelt sich um die originelle Sammlung, die ein Londoner Sonderling namens Fred Owlhouse im Laufe vieler Jahre zusammengetragen hat.

Bei diesen Hosen handelt es sich durchweg um historische Stücke. Starb ein berühmter Mann, ein Politiker, Gelehrter, Dichter oder Künstler, so erschien Fred Owlhouse in der Wohnung des Verstorbenen und bat dessen Angehörige um eine Hose des Dahingegangenen. Sehr oft wurde ihm dieser Wunsch erfüllt und man händigte ihm ein altes Beinkleid des Verbliebenen aus. Im Laufe der Zeit vermehrte sich der Bestand, und der Sonderling sah sich bald gezwungen, ganze Zimmer mit breiten Schränken einzurichten, in denen er dann seine Hosensammlung aufbewahrte. Jedes Beinkleid wurde mit einem Zettel versehen, der den Namen des einstigen Eigentümers der Hose trug. Fred Owlhouse hat sich nunmehr entschlossen, seine Hosensammlung der englischen Öffentlichkeit nicht mehr länger vorzuenthalten. In aller nächster Zeit werden die Londoner nun Gelegenheit haben, das Hosen-Museum dieses kuriosen Sammlers bewundern zu können.

Sie sind Autofahrer . . .

es interessiert Sie alles, was das Kraftfahrzeug und seinen Sport angeht. In „MOTOR und SPORT“, der Sportillustrierten des Herrenfahrers, finden Sie tausenderlei Anregungen und Ratschläge, die Ihnen viel Freude bereiten und Sie vor manchem Schaden bewahren werden.

Anerkannte Fachleute bringen das Neueste auf dem Gebiete der Technik, prominente Berichterstat-ter das Aktuellste im Sport. Tourenvorschläge, Rechtsauskünfte, kurz alles, was das Herz eines Autofahrers bewegt, enthält „MOTOR und SPORT“.

„MOTOR und SPORT“ ist die Zeitschrift für Sie.

Sie erhalten „MOTOR und SPORT“ an jedem Kiosk, durch Ihren Zeitschriftenhändler, durch die Post, oder direkt vom Verlag.



Probeheft kostenlos durch
MOTOR und SPORT
Pöbneck i. Thür.

Briefe an den Herausgeber

Zum Tode Oswald Spenglers

Berlin, den 20. Mai 1936.

„Der Güte bar, vielleicht auch des Humors —“, so schilderte kürzlich der Nekrolog einer Tageszeitung Oswald Spengler. Ich kann ihm die Erfahrung des Gegenteils entgegenstellen. Nicht, daß ich den Umkreis dieses Lebens kannte und die guten Werke des Verstorbenen herzuzählen vermöchte, aber einmal bin ich ihm begegnet, einmal habe ich ihm gegenübergesessen in den weiten, hohen Räumen am Isarufer, wo er wohnte, habe in seine suchenden, braunen Augen gesehen, deren warme Menschlichkeit ein Schleier von Schwermut nicht verdeckte, habe seine Stimme gehört, die zu mir sprach, zu dem einzelnen, und nicht wie sonst zur Öffentlichkeit.

Jung, 21jährig, hatte ich ihm geschrieben, und der berühmte Mann hatte dem unbekanntem Studenten sein Haus geöffnet. Mit stockender Stimme gestand ich meine Leidenschaft für die res publica, die einzige, die ich kannte, und wie ich in seinen Schriften Sinn und Weg der Zukunft gefunden, die ich im Betrieb der von der Generation der Väter geführten Parteien vergeblich suchte. Und, was ich damals nicht sagen konnte, daß ich allein in seinen Schriften die reine Flamme der Vaterlandsliebe brennen sah, nicht getrübt von Eigennutz und Unzulänglichkeit, von Kirchturmspolitik und Tagesstreit.

Seine Art war weit entfernt vom Üblichen, von dem billigen Interesse, das sich gerne darüber unterrichtet, wie die weitreichende Wirkung eines Buches im Einzelfall aussieht, was überhaupt Leute denken, die 30 Jahre jünger sind, oder von der unverbindlichen Anteilnahme an irgendeinem Verehrer, die der Berühmtheit als lästige Pflicht aufliegt. Was heißt Güte? Jungen Menschen kann man nur eines antun, sie ernst nehmen. Das habe ich erfahren.

Spengler hatte eine Botschaft. Er entrollt das Bild der Jahrtausende nicht um des ästhetischen Genusses willen, das diese ungeheure Schau jedem bietet, der sich ihr hingibt, die ganze umfangliche Beweisführung mündet in der Gegenwart: so etwa wird der Gang der nächsten Jahrzehnte und Jahrhunderte sein, und dieses Wissen gibt uns die Möglichkeit, legt uns damit gleichzeitig die Pflicht auf, uns danach einzurichten. „Wir haben nicht die Freiheit, dies oder jenes zu erreichen, sondern die, das Notwendige zu tun oder nichts.“

Er hat den Niedergang der Staatskunst seit den Tagen Philipps II. und Richelieus mitgelitten, das Verschwinden feiner Lebensart seit der Zeit der Mme. de Sévigné, die Auflösung der Musik seit Bach, er sieht auch die morschen Trümmer von Religiosität und philosophischer Frage, vom verpflichtenden Gefühl der Verantwortung und der darauf gegründeten staatlichen Ordnung, den Rest des heitern Spiels der Künste ohne Bedauern im Strudel der Zeit verschwinden, aus dem der gänzlich befreite, ganz ungebundene, zu allem bereite Mensch der Spätzeit hervorgeht. Der Mensch, der als Soldat oder Führer nur noch den Rausch der Ausdehnung kennt, dessen Leidenschaft im Zügel kühler Überlegung auf Unterwerfung der ganzen Welt ausgeht. Diese Leidenschaft, die bei Führer und Mann gar nichts Privates mehr kennt, ist identisch mit dem Sozialismus, in dessen Zeichen er Preußens Zukunft sieht. Von diesem Standpunkt beklagt er nicht Deutschlands Niederlage, sondern verheißt ihm künftige Größe.

Das haben nicht viele gelesen damals. Und die es gelesen haben, haben müde gelächelt über solche Träume. Man schrieb 1919! Fast zwei Jahrzehnte haben seither die Geschichte in vielem den Weg nehmen sehen, den Oswald Spengler ihr voraus gesagt hat. Was die fernere Zukunft bringen wird, werden wir erleben, und spätere Geschlechter werden ihm vielleicht Monumente errichten. Denn der Verkünder der Geschichte hat seinen Platz neben ihrem Vollstrecker. Uns aber, den Zeitgenossen, ziemt es zu wissen, wer von uns gegangen ist, und in dem unerschütterlichen Glauben, der in der Zeit der allgemeinen Mutlosigkeit mit einem Bekenntnis zu Deutschland aufstand, das glühende deutsche Herz zu erkennen.

Rudolf Pfleiderer.

Toni Stadler. Die im Mai-Heft des „Querschnitt“ gegenüber Seite 273 abgebildete Plastik stammt nicht von Hilde Plate (wie versehen angegeben wurde), sondern von Toni Stadler, über dessen künstlerisches Schaffen wir demnächst noch weitere Veröffentlichungen bringen werden.

FREDERIK ADAMA VAN SCHELTEMA

DIE KUNST UNSERER VORZEIT

197 Seiten und 204 Abbildungen auf
68 Kunstdrucktafeln. Format 16,5×25 cm

In Ganzleinen 4,80 RM.

*

DAS ERSTE URTEIL:

„Hier ist wohl zum ersten Male in dieser sachkundigen Weise der Versuch gemacht worden, nicht nur die nordische Kulturentwicklung prägnant zu umreißen, sondern aus den erhaltenen Zeugen aus versunkenen Jahrzehnten die Geistesgeschichte des früheren Germanentums abzuleiten. Eine Brücke zwischen rein geschichtlicher Vorzeitforschung und Kunstgeschichte aus ihren vielfach noch unbekanntem und wenig erhellten Entwicklungstiefen geschlagen zu haben, darf dem Verfasser als hohes Verdienst angerechnet werden.“

Ehemnitzer Tageszeitung

*

Durch jede Buchhandlung

BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG.
LEIPZIG

Die Zeitschrift des deutschen Kunstfreundes

KUNST- UND ANTIQUITÄTEN- RUNDSCHAU

kennzeichnet sich durch

Umfassendes Programm

für das Gesamtgebiet der bildenden Kunst und des Kunstgewerbes in alter und neuer Zeit

Qualität

in der Auswahl der Beiträge u. Mitarbeiter

Zuverlässige Berichterstattung

aus allen Kunstzentren der Erde

Rasche und kritische Übersicht

über den Kunstmarkt

Sorgfältigste Auswahl

und Wiedergabe der zahlreichen Abbildungen

Reichhaltigen Anzeigenteil

mit vielen An- u. Verkaufsgelegenheiten

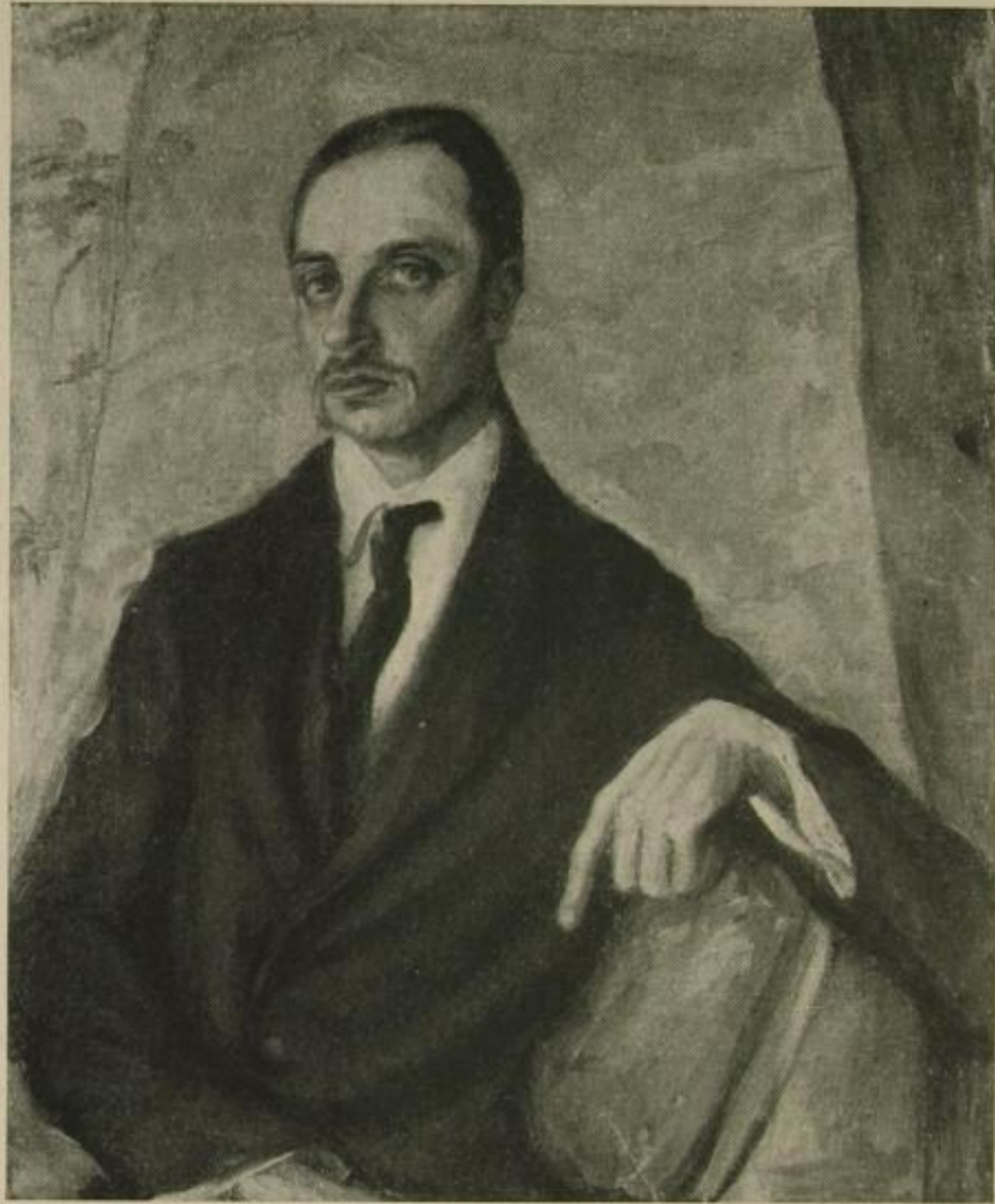
Vierteljährlicher Bezugspreis RM. 3.50

VERLAG Dr. KARL HÖHN, ULM/D.

Die sparsame Wirtschafts- Woche:

So bezeichnet man wohl am besten die Wochenschrift „WIRTSCHAFTSWINKE“

Die Hefte sparen Ihnen die Mühe, aus der Flut verschiedenster Veröffentlichungen das herauszusuchen, was wirtschaftlich und volkswirtschaftlich für die geschäftliche Tagesarbeit wirklich wichtig ist. Lassen Sie sich gleich ein kostenloses Probeheft kommen von dem VERLAG f. WIRTSCHAFT u. VERKEHR, STUTTGART, Pfizerstr. 388



Rainer Maria Rilke

Gemälde von Lou Albert-Lasard

LOU ALBERT-LASARD UND RILKE

..... steigen sie ins Grüne
und stehn, auf rosa Stielen leicht gedreht,
beisammen, blühend, wie in einem Beet,
.....
(R. M. Rilke, *Die Flamingos*)

Der Dichter, dem das Spiel der Farben sich so zu Versen formte, mußte eines Tages der Frau begegnen, die das tiefe Erlebnis seines Wesens in die Farbe übertrug. So war es kein Zufall, daß der Dichter *Rainer Maria Rilke* und die Malerin *Lou Albert-Lasard* aus einem gelegentlichen Zusammentreffen in Paris eine tiefe und dauernde Freundschaft gestalteten, die bis zum Tode des Dichters auf dem Schloßchen Muzot bei Genf vor genau zehn Jahren gewährt hat.

Lange vorher schon hatte Lou Albert-Lasard ein Bildnis des großen Dichters gemalt, das mehr ist als eine äußerliche Wiedergabe der Züge. Die Zartheit seines Wesens, die bei seinen Lebzeiten nur von wenigen verstanden worden ist, wird hier gleichsam hellseherisch zum Ausdruck gebracht:

.....
Im Blicke noch der Kindheit Angst und Blau
und Demut da und dort, nicht eines Knechtes,
doch eines Dienenden und einer Frau.
.....
(R. M. Rilke, *Selbstbildnis*)

Doch nicht nur, wenn sie die Züge des Dichters ausdeutet, steht Lou Albert-Lasard unter seinem Bann. Alles, was sie geschaffen hat, ist erfüllt von der großen und einfachen Liebe zu den Dingen, die noch im kleinsten Gegenstände die Handschrift Gottes sieht.

Die malerischen und graphischen Werke der Künstlerin sind durch verschiedene Ausstellungen bekannt. In ihren Landschaften aus Marokko und Spanien, ihren Stilleben und selbst in ihren Bildnissen schwingt jene geistige Haltung, die über das Handwerkliche hinaus in kosmische Größe strebt. Neben ihrem malerischen Schaffen ist Lou Albert-Lasard aber auch dichterisch tätig. Vor allem hat sie eine große Anzahl von Gedichten Rilkes in die französische Sprache übertragen. Sie werden demnächst im Druck erscheinen. Besonders interessant und aufschlußreich sind die Verse, die der Dichter an Lou Albert-Lasard persönlich gerichtet hat und die in deutscher Sprache noch nicht erschienen sind, da sie von der Künstlerin als kostbarer Besitz gehütet werden.

Diese Übertragungen waren es auch, die *Paul Valéry*, den großen französischen Dichter, auf Lou Albert-Lasard aufmerksam gemacht haben. Daraufhin schenkte er den Aquarellen der Künstlerin besondere Beachtung, als er ihnen in einer Ausstellung begegnete. So erwachte in ihm der Wunsch einer Zusammenarbeit, aus der das Buch „Paraboles“ entstanden ist, symphonische Verbindung von Farben und Versen, durchklungen von der Liebe zu allem Lebendigen und von der Ehrfurcht vor den Geheimnissen dieser Welt.

In diesem Buch hat die Malerin sich mit unendlicher Liebe in das Wesen der Tierseele versenkt. Sie sieht bei den Tieren, die sie gestaltet, durch die äußere Form hindurch die Seele und weiß ihre Eigenart durch eine schwebende Farbigkeit zu umschreiben, die sich mit dem Körperlichen auf eine fast unwirkliche Weise zum Märchenhaften verdichtet.

Dieses Schweben zwischen Traum und Wirklichkeit, zwischen Gesehenem und Empfundem tönt auf in den Versen Valéry's:

Qu'il n'y ait jamais, dans notre regard,
Jamais assez d'étrangeté, quand il se pose
Sur quelque être vivant . . .
Quoi de plus loin de nous!

Die zarte Harmonie von Farbe und Linie, die das Werk der Malerin rundet, kehrt wieder in der sanften Verschlingung von Wort und Ton in den Strophen des Dichters.

Germanisches und lateinisches Dichterwesen begegnen sich so, aufgefangen und widergespiegelt vom Werk und von der Seele einer lebendigen und geistvollen Frau. *Dr. F. Neugass, Paris.*

Vom Kunstmarkt. Ein Blick auf die verschiedenen Auktionen läßt gewahr werden, daß in diesem Jahr alle Interessen befriedigt werden können. In einer Sammelauktion bei *Paul Graupe* in Berlin wurden Gemälde alter und neuer Meister neben Möbeln beträchtlichen Ranges, Silbergegenständen, italienischen Majoliken und Vorzugs- und Pressedruckten ausgebaut. Besonders beachtenswert war es, daß ein Altarbild mit Schriftfeld von einem mittelhheinischen Meister für 10 600 Reichsmark einen Käufer fand. Daneben wären noch die 2950 Reichsmark für ein frühes Damenbildnis von *Claude Monet* anzumerken, dessen Hauptwerke bei einer Pariser Versteigerung der Sammlung *Lucien Sauphar* Preise zwischen 30 000—136 000 Francs brachten. Alte Gold-, Silber- und Emaille-Arbeiten konnten bei der Versteigerung der Sammlung *Frau Maria vom Rath* — ihre Kollektion römischer Gläser ist bekanntlich schon im Besitz des Berliner Antikemuseums! — durch *Matthias Lempertz* in Köln bewundert werden. Auch bei dieser Auktion war es bezeichnend, daß die Augsburger Silberschmiedearbeiten am besten bewertet wurden. Die Preise für Schalen, Humpen und Pokale dieser berühmten Schule lagen zwischen 150 und 1000 Reichsmark.

Die Freunde von Büchern und Graphik fanden in den Auktionen bei *Dr. Hauswedell* in Hamburg und bei *Holstein und Puppel* in Berlin sehr günstige Gelegenheiten. Besonders in der letzteren Auktion handelte es sich um die Sammlung eines rheinischen Industriellen, der von fast allen bedeutenden deutschen Künstlern der Neuzeit Mappenwerke besaß. Von einem anderen rheinischen Industriellen gelangte im Mai bei *Hugo Helbing* in Frankfurt a. M. eine Sammlung wichtiger deutscher Meister des 19. Jahrhunderts zur Auflösung. Nach München schließlich wurde die Auflösung der Berliner Sammlung *Margarete Oppenheim* verlegt und durch *Julius Böhler* versteigert. Es ist dies die letzte große Sammlung aus der Ära *Wilhelm von Bode*, der im Interesse der Berliner Museen das Privatsammeln anzuregen wußte. Neben Hauptwerken von *Manet* und *Cezanne* sah man chinesisches Kunstgewerbe, europäisches Porzellan, Galanterien, Majoliken, Fayencen, Silberarbeiten, Bronze-gerät, Glas und Textilien. Der von den jeweiligen Fachleuten der Berliner Museen bearbeitete Katalog dürfte für den zukünftigen Sammler ein gewichtiges Hilfs- und Nachschlagewerk darstellen.

O. Brattskoven



Ein peinlicher Zwischenfall...

kann vorkommen, denken Sie, und der Fall ist erledigt. Peinliche Zwischenfälle gibt es leider auch so oft in der Werbung. Da gibt man so viel Geld für nichtsagende Anzeigen aus und schimpft dann hinterher über den unausbleiblichen Mißerfolg. Es kommt beim Inserieren — auf das kein Geschäft verzichten kann — nicht darauf an, daß die Anzeigen einem selbst gefallen; o nein, der zu gewinnende Kunde muß durch die Anzeige zu einer Anfrage oder Bestellung veranlaßt werden. Also: wirkungsvolle Anzeigen, den Leser überzeugen, ihn fesseln. Wie man mit Erfolg inseriert, wie man wirkungsvolle Anzeigen entwirft, wie andere erfolgreiche Geschäftsleute es machen, zeigt ihnen in überaus reichhaltiger Illustration das führende Organ des Anzeigenwesens

„Die Anzeige“
Storch-Verlag Reutlingen B



Verlangen Sie kostenlos Probenummer

374

Nur die Hübschen. Ein bekannter Physiologe war als großer Weiberfeind bei den Studentinnen besonders gefürchtet. Wie schon so oft, legt er in der Vorlesung los und wettet gegen das Frauenstudium. Ein paar Medizinerinnen fassen sich ein Herz und gehen vier Mädchen hoch nach Kollegschuß in das Zimmer des Professors und bitten ihn um eine Aussprache.

„Aber, Herr Geheimrat, es sind doch nicht alle Studentinnen so, wie Sie sie hinstellen.“

Worauf der Professor entgegnete: „Aber, meine Damen, was wollen Sie denn; ich habe doch nur die hübschen unter Ihnen gemeint.“

*

Das Zeichen des Schicksals. „Mein Fräulein, Ihr Schicksal steht unter dem Zeichen der Jungfrau!“

„Aaaach . . . und besteht keine Möglichkeit, daß sich das bald ändern wird?“

*

Der Skandal. Ihrem greisen Schwiegervater berichtete Otilie von Goethe von einem Ballfest, bei welchem Madame Szymanovska Anstoß erregt habe durch den höchst ungeschickten Tanz einer Mazurka.

„So“, fragte Goethe sogleich interessiert, „wie hat sie denn getanzt?“

Otilie entrüstete sich von neuem und erzählte:

„Die Röcke flogen ihr fast über die Knie, und das Recken und Dehnen ihres Körpers mutete geradezu mänadenhaft an. Es war wirklich ein Skandal!“

Goethe aber schaute traurig vor sich hin und murmelte:

„Das hätte ich wissen sollen, wie gern wäre ich auch zu dem Ball gegangen!“

A. H. L.

Britische Aquarelle in Wien. In den Räumen des *Wiener Hagenbundes* war eine Schau über zwei Jahrhunderte englischer Aquarelle, Zeichnungen und Stiche zu sehen, die, repräsentativ gedacht, alles aufwies, was jenseits der Leinwand und jenseits des Britischen Museums (das nach seinen Satzungen nichts ausleihen darf) an Löblichem in der englischen Malerei geleistet wurde. Unnötig, zu betonen, wie eminent europäisch diese englischen Dinge sind, wie sie stets dem Gesamt- abendländischen sich verschweis ert zeigen. Doch eigenartig genug, wie der Kanal sich dennoch als Sordine ausweist, die drüben ein gedämpftes Saitenspiel erklingen läßt, wo bei uns auf dem Kontinent das Furioso aufbraust. Denn Kämpfer und Bekenner sind sie nicht, die Insulaner, aber Könner und Heger eines verwöhntesten malerischen Geschmacks, und was auch immer sie besinnlich stricheln, tuschen oder wischen, ist meisterlich, ist zum Entzücken gar . . . Das englische 18. Jahrhundert ist in der Fülle der Buchillustrationen, des dem revolutionären Frankreich gegenüber beinahe reizbar betonten Abschilderns des solide Bürgerlichen, des behäbig Humorvollen im Landleben bekannt genug. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts korrespondiert nun aber Boyd Houghton überraschend mit Ludwig Adrian Richter: das Begnügsame wird gesteigert zu einer frommen Erzählweise, „Heim- gedanken und heimische Szenen“ sind kein Genre mehr, wollen der Menschheit Würde ausbreiten. Diese Jahrhundertmitte läßt aber auch die May, die Caldecott ihre malerische Neugier an Italien stillen, und wir sind schon genötigt, *Jean Louis Vaudoyer* manches abzubitten, der ein aufwühlendes Italienerlebnis den englischen Malern absprach, und dem wir darin einmal (weil wir an Turner dachten) widersprachen. Das Jahrhundertende sieht auch nicht den großen Sturm: Beardsleys Illustrationen zu Richard Wagners Opern indessen zeigen eine Wahlverwandschaft auf, die geradezu über- rumpelt, und man muß dies sehen, den Glanz und das Elend der Präraffaeliten. Nun wirken Constable. Turner aber, wölbt sich jener Halbbogen bekannter moderner Meister, um mit jenem ersten der Hogarth, Reynolds, Lawrence sich zusammenzuschließen zu jenem Bullauge, aus dem, sturmgefeit, die englische Malerei uns friedfertig und schon sehr in sich selbst selig anblickt. *Sven Schacht.*

*

Kesselstein. Im Kriege klagten deutsche Feldküchen in gewissen Teilen Frankreichs über Kesselstein und wandten sich wegen Abhilfe ratsuchend an die vorgesetzte Stelle, die umgehend an alle Abteilungen schrieb:

„Ersuchen um Meldung, ob Kesselstein vorhanden ist.“

Auf einer Schreibstube zerbrach sich der überzählige Gefreite X. den Kopf, was das mit dem Kesselstein auf sich habe, und schrieb zurück:

„Melden hiermit ordnungsgemäß, daß Kesselstein nicht vorhanden ist. Fehlender Kesselstein wird angeschafft. Erwarten Angabe der Bezugsquelle. *Bataillons-Schreibstube.*“

W 8134

X ○
 Bart scheint von
 Tag zu Tag härter zu werden!
 Jetzt müß endlich mal
 Kaloderma-Rasierseife
 her!

375

BÜCHERQUERSCHNITT

Ludwig Tügel: „*Pferdemusik*“. Roman. Verlag Langen/Müller. (Geb. RM. 5.50.) Sonderliche Menschen und ihr sonderliches Treiben, — aber nicht jene Sonderlichkeit, die der Dichter zum freien Spiele seiner Phantasie sich selbst zurechtmischt, sondern jene, die wie Gesteinsgeschiebe entsteht aus dem Druck der Zeit auf unnachgiebige Charaktere, aus dem Vakuum einer Gegenwart und weiterwirkender Vergangenheit, — das ist die Welt Ludwig Tügels. Wie in „Sankt Blehk“ geht es in dem neuen, wunderlichen und fesselnden Roman um einen Austrag zwischen Nicht-mehr/Krieg und Noch-nicht/Friede. Die Hauptgestalt scheint aus Tristram Shandys Reich herzukommen, nur ist das soldatische Weiterspielen bitterer, grimmiger und todtraurig. Romanhafte Farbigkeit ist einer ernsten, sicheren Welt und Menschenwertung aufgetragen. Durch die Wunderlichkeit der Geschehnisse klingt ein ganz dem Niederdeutschen Ludwig Tügel eigener Ton, den wir nennen könnten: melancholische Männlichkeit.

W. G. HARTMANN

Heinrich Wolfgang Seidel: „*Krüsemann*“. Roman aus der Zeit nach dem Kriege. G. Grote Verlag, Berlin. (Geb. RM. 6.—.) Der Sohn des berühmten Leberecht-Hühnchen-Dichters hat nun auch seinerseits, dem Erbe des Vaters gemäß, die unvergeßliche Geschichte eines absonderlichen Menschen geschrieben, — Ottokar Krüsemanns, eines Sinnbilds für jene beschatteten Naturen, denen sich das Leben entzieht, wo sie es auch packen. Während aber der Vater eine in sich ruhende Spitzwegwelt schuf, greift der Sohn tiefer ins Leben kraft eines sehr überlegenen Dichtertums, das hinter dem bizarren Reigen seiner Romangestalten mit fast unheimlicher Deutlichkeit Sinn und Unsinn des großen Welttheaters sichtbar werden läßt. Um so erstaunlicher, wenn man erfährt, daß die skeptische Welterfahrenheit dieses Buches einem dichtenden Pfarrer gehört.

WERNER HENSKE

Ulrich Sander: „*Bauern, Fischer und Soldaten*“. Propyläen-Verlag. (Geb. RM. 4.80.) „Norddeutsche Geschichten“ nennt Ulrich Sander die 17 Erzählungen von Menschenschicksalen zwischen der friesischen und der ostpreußischen Küste. Es sind keine ausgeformten Novellen, sondern eher Berichte, zuweilen sogar summarische Überblicke über einen langen Lebenslauf oder die Zähigkeit eines Charakters. Der Verslossenheit des norddeutschen Wesens tut es dabei nicht immer gut, wenn sie zu bewußt betont wird. Zu sagen: „Scheu, wie wir Norddeutschen nun einmal sind...“, das ist nicht mehr norddeutsch und nicht mehr scheu. Doch trübt sich dadurch nicht der Schimmer der Liebe, mit der die Gestalten und das Land und Meer geschildert werden, zumal in einigen Erinnerungen an Kameraden aus dem Kriege.

W. G. HARTMANN

Gerhart Pohl: „*Der Ruf*“. Die Geschichte des August Exner. Die Büchertruhe, Bd. 9. Verlag Max Möhring, Leipzig. (In Pappbd. RM. 1.20.) Pohl, ein junger, sehr begabter Erzähler, bemüht sich seit Jahren um die gültige Gestaltung brennender Gegenwartsfragen. Hier, in dieser stilistisch reifen Novelle vom Bauernsohn und Meisterboxer August Exner, ist es ihm gelungen, das fesselnde Einzelschicksal eines versponnenen Schlesiens völlig zwanglos zu allgemeiner, zeitgeschichtlicher Bedeutung zu steigern: es verbildlicht die Rückkehr einer ganzen Generation aus den Erregungen einer taumelnden Umwelt in die natürliche Ausgeglichenheit der Heimat.

HEINZ LUEDECKE

Hanna Hindbeck: „*Der Wind schlägt um am Bosphorus*“. Tagebuch eines einfachen Türken. Herausgegeben von Hanna Hindbeck, Atlantis-Verlag, Berlin. (In Leinen RM. 2.85.) Ein Einblick in die Alltagswelt der Türkei zur Zeit ihrer Mauserperiode (Kriegsjahre), in der aus dem Muselman ein Europäer wurde. Es ist das Tagebuch eines einfachen Türken, der sozusagen ständig beobachtend vor der Tür sitzt, sich ab und zu über den Lärm seines bürgerlichen Harems ärgert, im übrigen aber die auftauchenden modern europäischen Einrichtungen, die eben in Gestalt eines Mädchenpensionates die Stadt beunruhigen, entrüstet oder mit einer gewissen Verachtung notiert. Von dem Gefühl der Komik, das diese Bemerkungen über uns selbstverständliche Dinge beim europäischen Leser auslösen müssen, lebt das Buch, das überdies von seinem eingeborenen Blickpunkt mehr über Land und Leute aussagt, als etwa Berichte jener eilenden Reporter, die so eben mal Konstantinopel von ihrer Kotflügelperspektive aus erjagten.

WERNER HENSKE

Bad Wildungen für Niere und Blase

ZUR HAUS-TRINKKUR:
bei Nieren-, Blasen- und Frauen-
leiden, Harnsäure, Eiweiß, Zucker

Helenenquelle

H. Schulz von der Marck: „*Draußen ist Wind*“. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin. (Geb. RM. 4.80.) Hühner gackern im Hofe des Landschulheims (Gegend: norddeutsche Marsch). Gewächshausscheiben klirren. „Mädchen aus aller Welt“ sammeln Raupen aus Kohlblättern und disputieren über Liebe. („Liebe? Deswegen keinen Menschenauflauf nich! sagte sie mit stillem Lächeln.“) Und doch pürscht sich die männliche Polarität heran. „Im Sturmschritt, tausend Volt im Herzen“, wird sie empfangen. Aber die Mädchen sind ihr über. Nur der neutrale, unbeteiligte männliche Teil, Gärtner Lindwig, schafft es auch ohne Hilfe der quecksilbrigen Weiblichkeit. („Er sieht aus wie sechs Kasernenhöfe ohne Soldaten.“) Amone liebt den Hotelier und Privatdozenten Hoysen, eine etwas gewagte Mischung von Philosophie und Gepäckträger. Aber sie klaubt sich das Richtige heraus, hat ihr Erlebnis. Oder ist es keins? Die des öfteren zu gezogenen Vorhänge lassen uns das letztere vermuten. Wind, Frische, Atmosphäre. Hervorragende Kenntnis weiblicher Seelen, die sich noch mit den Eierschalen herumbalgen, sind die Stärke dieses empfehlenswerten Buches. ILSE MOLZAHN

Willem Elsschot: „*Tschip*“. Holle & Co., Verlag, Berlin, 1936. (Geb. RM. 4.—.) Wenn einer Großpapa geworden ist, dann nimmt er seinen Enkel auf den Arm und sagt „Tschip“. Erst hat ihm die Älteste und ihre unsichere Verlobung viel Unbehagen gemacht. Dann fühlte er, nun wird allmählich das Haus leer werden. Aber jetzt weiß er, das tut nichts: „Ich will, wenn es sein muß, den Laufjungen spielen und die Schuhe putzen und für Tschip wie ein Hanswurst kopfstehen. Denn ich bin bereit, auf alles zu verzichten, als Entgelt für den Atemzug des jungen Lebens...“ Köstliches Buch eines Flamen, der die Dinge in große, warme Hände nimmt und hinsetzt, so wie sie sind. WOLFGANG STENDEL

Georg Elert: „*Russkaja Dama*“. Universitas Dtsch. Verlags A.G., Berlin. (RM. 4.80.) Wer diesen „abenteuerlichen Liebesroman aus dem zaristischen Rußland“ in der Eisenbahn oder kurz vor dem Einschlafen liest, wird zwar nicht übermäßig, aber hinreichend unterhalten; und wer es bleiben läßt, versäumt nicht allzuviel. Ein Stück in die Leihbücherei, Abteilung für erlebnislüsterne Backfische! HEINZ LUEDECKE

Enrica von Handel-Manzetti: „*Jesse und Maria*“. Ein Roman aus dem Donaulande. Verlag Josef Köhler & Friedrich Pustet, München. (Geb. RM. 4.80.) Der bekannte Roman der katholischen österreichischen Dichterin hat sich auch 30 Jahre nach dem ersten Erscheinen seine eigentümliche Wirkungskraft bewahrt. Vielleicht in der Gegenwart noch stärker als einst, weil die allgemein menschliche Wertung der einzelnen Gestalten nicht in der Enge eigener Glaubenssätze hängen bleibt. Nach einem anfangs nicht leichten Hineinlesen in die altertümelnde und barocke Sprache bleibt man gebannt von einer Handlung, die in den Schicksalen von Alltagsmenschen die Zeit der Gegenreformation blutvoll erstehen läßt. OTTO BRATTSKOVEN

Kurt Kluge: „*Der Nonnenstein*“. Verlag J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart. (Geb. RM. 2.40.) Am Ende der ersten von drei Erzählungen steht der Satz aus einem Marcusverse: „Denen aber, die draußen sind, widerfährt es alles durch Gleichnisse.“ Der versponnene, kultivierte Fabulierer Kluge versteht es, in den dichterisch gewirkten Erzählungen mit wenigen Worten Charakterumrisse anschaulich zu skizzieren. Die Vertiefung einfacher, dem lauten Strom des Lebens entrückter Vorgänge führt er zum Sinnbildlichen, aus Wissen, Weisheit und menschlicher Übersicht, deren Frucht zugleich ein feiner, schimmernder Humor ist. K. H. BODENSIEK

Zwei Dichter schildern ihre Heimat

Karl Springenschmid

Bauern in den Bergen

Mit 96 Bildern nach Aufnahmen von P. Aswanger

Friedrich Griefse

Das ebene Land Mecklenburg

Mit 64 Bildern nach Aufnahmen von Karl Eschenburg

Jeder Band schön kart. RM. 4,80, in Ganzleinen RM. 5,50

Karl Springenschmid und Friedrich Griefse, die beiden Dichter Tirols und Mecklenburgs, haben es unternommen, das Gesicht dieser Landschaften und der sie bewohnenden Menschen zu zeichnen. Nur einem Kinde des Landes selbst konnte es sich in all seinen Tiefen zu der unmittelbaren Schau erschließen, die uns in diesen Bilderwerken in wundervoll dichterischer Kraft und Eindringlichkeit entgegentritt. Nicht eine der üblichen Volkshunden soll hier gegeben werden; es geht darum, dem Atem und der Haltung des Landes nachzuspüren, das Leben selbst der Landschaft und des Menschen im Wandel der Jahreszeiten, im gesetzmäßigen ewigen Ring der Monate darzustellen, den bodenverhafteten bäuerlichen Menschen, sein Gemeinschaftsverhältnis zu Land, Tier und Pflanze, sein Einssein mit ihnen und seiner Arbeit dem Leser vor Augen zu führen. Hier die Weite und Mächtigkeit und Ver-

lorenheit des norddeutschen Raumes, in dem die Menschen ihre Welt nie zu Ende sehen, in dem der Blick des Menschen ins Weite geht, in der der Mensch sich die Welt denkt. Dort in den Bergen die Welt sichtbar in jedem Teil, als ein Endliches, Ganzes. Es macht aber einem Menschen das Leben aus, was er den Tag über bei der Arbeit sieht, ob lockende Linie des Horizonts über endlosem Meer, ob das enge Gebierr der Berge in ihrer Stetigkeit und Unwandelbarkeit. In ihren beiden Dichtern sprechen die Landschaften selbst zu uns. So verschieden das Land und der bäuerliche Mensch in ihm hier und dort, so verschieden die beiden Dichtertemperaturen, die zu uns sprechen; doch beide Texte zutiefst bewegt und mit Leben erfüllt. Dem Text steht gleichwertig zur Seite eine große Reihe bestausgewählter Bilder von Mensch und Landschaft, ein Bilderteil von größter Schönheit

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

VERLAG F. BRUCKMANN AG., MÜNCHEN

378

Hans Franck: *Eine Pilgerfahrt nach Lübeck.* Holle & Co., Verlag, Berlin. (Geb. RM. 2.60.)
Joh. Sebastian Bach reiste als Zwanzigjähriger zum 70jährigen Meister Buxtehude von Arnstadt in Thüringen nach Lübeck, durch das halbe Deutschland also, zu Fuß, nur um den großen Meister zu hören und vielleicht sein Nachfolger zu werden. Die Seltsamkeiten dieser Pilgerfahrt hat Hans Franck in barocker Manier aufgezeichnet und Tatsachenbericht und Dichtung klug ineinander verwoben.
ARNOLD LITTMANN

A. T. Gruelich: *Schicksalsfäden über den Atlantik.* Holle & Co., Verlag, Berlin. (Geb. RM. 5.80.)
Ein wunderliches Buch. Gefüllt und doch ohne Nachwirkung der Fülle, von gewisser Größe in Linie und Stil und dabei stellenweise sprachlich so unausgeglichen, daß man verärgert wird, denn der Mann könnte anders. Er zeichnet eindrucksvoll einen Menschen, der mit dem Willen zum Werden durchs Leben stampft und am Ende nichts besitzt als das große Klingen des Pan in seinem Herzen. Erst in der zweiten Hälfte beginnt die Geschichte freier zu laufen.
WALDEMAR KELLER

Rolf Tietgens: *Die Regentrommel.* Der Graue Verlag, Berlin. (Geb. RM. 4.80.) Wenn einer mit Photographien Balladen und Elegien dichten kann — so dieser Künstler Tietgens. In der Regentrommel hat er das Lied vom Sterben der Indianer gesungen, mit Worten und Bildern. Das schöne Buch unterscheidet sich sehr vom üblichen Reisebericht: durch jedes Bild klingt die Klage über den Untergang eines solch reichen Lebens der Natur, das der Zivilisation erlag. Die so seltene Einheit von Gesagtem, Gesehenem und Gedachtem macht dies Werk zu einem Vorbild. Vorläufig noch unerreichtem Vorbild innerhalb dieser Gattung Literatur.
PETER LI

Thomas Wolfe: „*Von Zeit und Strom*“. Deutsch von Hans Schiebelhuth. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin, 1936. (Geb. RM. 14.—.) Dies Buch läßt erschrecken: nicht durch die Hurtigkeit, mit der Wolfe, ein Messerwerfer des Worts, die trüb-schmutzige Zeltleinwand seines Romans über einen ganzen Kontinent spannt, um den Zirkus Mensch darunter, in Unfreiheit dressiert, vorzuführen, sondern durch die Sturzfluten von Ressentiment, die über den Leser unaufhaltsam hereinbrechen. Auch der stärkste Nacken vermag diesem Druck nicht standzuhalten. Das Sternenbanner, das dieser Whitmannachläufer entfaltet, ist entfärbt zu einem einzigen tödlichen Grau. Wäre er Europäer (er liebt uns nicht, noch weniger begreift er uns), wir würden ihm das Wort Huysmans entgegenhalten, daß nach einem solchen Buch nur ein Glaube hilft — oder die Pistole.
SVEN SCHACHT

Arthur Calder-Marshall: „*Wir haben gestern geheiratet*“. Roman. Paul Zsolnay Verlag, Berlin/Wien/Leipzig, 1936. (Geb. RM. 6.—.) Daß zwei Jungvermählte in einem Boot aufs Meer hinausgetrieben werden und in den Ängsten und Verzweiflungen einer Sturmnacht die Dunkelheiten ihrer Seelen sich öffnen und lichten und ihre Liebe sich läutert vom lässigen Schuldgeben zum inbrünstigen Schuldnehmen, aus diesem Novellenstoff hat der menschenkundige Erzähler einen Roman gemacht. Das verrät Geschick und Kunst.
WOLFGANG STENDEL

Stijn Streuvels: *Liebesspiel in Flandern.* Roman. J. Engelhorns Nachf., Stuttgart. (Geb. RM. 5.80.) Das behagliche und behäbige Flandern, das Land der Feste, des guten Appetits und der gesunden Sinnlichkeit malt Streuvels mit vollendeter Meisterschaft. Aber er durchstößt immer wieder die bunte Oberfläche und leugnet nicht die seelischen und sozialen Nöte seiner Bauern, die eben doch nicht ganz so „gemütlich“ wie die verklärten Gestalten etwa der Timmermannsschen Romane und Märchen sind.
HEINZ LUEDECKE

Jack London: *Der Ruhm des Kämpfers.* Universitas, Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft, Berlin. (Geb. RM. 3.80.) Old Shatterhand unter den Boxern — das ist das Thema der ersten Geschichte dieser Sammlung kleiner spannender Erzählungen von Boxern, Stierkämpfern und aufrechten Männern, deren Helden von fanatischer Gerechtigkeitsliebe besessen sind und ihr, in jeder Beziehung — geistig und körperlich — schlagfertig, Geltung verschaffen. Und das freut einen, obwohl es manchmal ein bißchen unwahrscheinlich zugeht. — Die heroische Kurzgeschichte hat einen Meister gefunden.
ERNST BARGEL

Octave Aubry: „*Sankt Helena*“, 1. Die Gefangenschaft Napoleons. Eugen Rentsch Verlag, Leipzig/Zürich, 1936. (Geb. RM. 7.50) Als Neunzehnjähriger machte sich der junge Leutnant Notizen über die englischen Besitzungen in der Welt und trug in sein Heft ein: „St. Helena, kleine Insel.“ Nach diesen vier Worten ließ er — vielleicht war er unterbrochen worden — die Seite leer. Der Kampf, den der geschlagene Kaiser auf diesem Lavafelsen mit sich selbst, der Einsamkeit und Kerkermeisterschikanen um seinen Kaisertitel, seinen Ruhm und seine unerschütterliche Hoffnung durch sechs Jahre schleppt, ist eine heldische Grotteske. Octave Aubry läßt in der Chronik dieser Gefangenschaft, einer Chronik die in erregender Weise Farbigkeit mit Sorgfalt verbindet, eine Seele sich vertiefen, läutern und vollenden, daß sie ihre Marter als ihre wahre Krönung erkennt. WOLFGANG STENDEL

James Hilton: „*Ein schweigsamer Held*“. Verlagsanstalt Benzinger & Co. A. G., Einsiedeln/Köln. (Geb. RM. 4.35.) Ein abenteuerliches Leben, scheinbar unnütz, wie es nur einem Engländer zustoßen kann. Wegen einer Belanglosigkeit — A. J. wird bei der Verteidigung einer Sufragette, die ein Gefäß mit Ölfarbe in das Auto eines Ministers geschleudert hatte, verhaftet — verläßt ein Mann England, wird Kriegsberichterstatte im russisch-japanischen Streit und schließlich englischer Geheimagent in Rußland. Es ist ein fesselndes Buch, in dem die grauenvollen Zustände der russischen Bolschewikenherrschaft gezeigt werden. Mitten in dieser elenden Welt bleibt A. J. ein ganzer Kerl. HELMUTH BURKERT

James Hilton: „*Leb wohl, alter Chips*“. Herbert Reichner Verlag, Wien/Leipzig/Zürich (Preis RM. 3.—) Die Versonnenheit und Versponnenheit eines Kauzes von englischem Public-School-Lehrer ist das Thema. Es wird variiert bis hin zur Vollgültigkeit des englischen Typs mit allen seinen Vorzügen und Schwächen. Eins der wenigen Bücher, die von der Sentimentalität der englischen Seele zeugen, ohne sentimental zu sein. PETER LI

Bastian Schmid: „*Begegnungen mit Tieren*“. Verlag Knorr und Hirth, München. (Gebunden RM. 4.90.) Ein Mann erzählt vom Paradies, nicht dem bekannten biblischen, sondern jenem, das er sich und seinen Tieren schuf. Er gehört nicht zu jener Sorte von Tierpsychologen, die experimentell Reaktionen von Reizen feststellen und danach

die Tiere bewerten. Sondern er weiß, daß sich „das Tier unbewußt vor dem Menschen verbirgt“, und wer daher seinen Charakter und sein seelisches Leben kennenlernen will, muß sich ihm als Kamerad nahen und darf es nicht nur als ein Objekt der Wissenschaft betrachten. So gibt der Verfasser unmittelbare Einblicke in wesentliche entwicklungsgeschichtliche Vorgänge im Tierreich, etwa wenn er bei einem jungen Wolf alle wichtigen Charakterzüge des Hundes aufdeckt, oder wenn er feststellt, daß sich Glucke und Küken im Ei bereits regelrecht unterhalten, daß ein Hahn über 15, eine Henne aber nur über 13 Laute verfügt. ERNST BARGEL

Frederik Adama van Scheltema:

„*Die Kunst unserer Vorzeit*“. Mit 204 Abbild. auf 68 Kunstdrucktafeln. Bibliographisches Institut, Leipzig. (Geb. RM. 4.80.) Unter den vielen und meist unzulänglichen Versuchen, die Kunstdenkmäler unserer Vorzeit geistesgeschichtlich zu bewerten, endlich eine Betrachtung, die sich nicht von Schlagworten leiten läßt und eine Stellungnahme ermöglicht. Wenn der Verfasser sich nicht ganz zu Unrecht gegen die übliche kunsthistorische Aufteilung in Antike, Mittelalter und Neuzeit wendet, so darf nicht vergessen werden, daß hier die Denkmäler und Quellenschriften nur noch kleine Korrekturen erlauben, während die Ansichten der einzelnen nordischen Vorgeschichtsforscher sich oft diametral gegenüberstehen. Neue Perspektiven mit Hilfe kunstwissenschaftlicher Beschreibung und immer nachprüfbarer Deutung eröffnet zu haben, ist deshalb von grundlegender Bedeutung, die manches zu schnelle Hinweggehen über einzelne prähistorische Streitfragen vergessen läßt. OTTO BRATTSKOVEN

MEISTVERKAUFTE BÜCHER

- | | |
|---|---------------|
| April | Nach Umfragen |
| <i>Beumelburg</i> , Mont Royal | |
| <i>Neale</i> , Königin Elisabeth | |
| <i>Hoffmann/Harnisch</i> , Lord Clive | |
| <i>Ellert</i> , Der König | |
| <i>Rothacker</i> , Das Dorf an der Grenze | |
| <i>Scheele</i> , Stier und Jungfrau | |
| <i>Cordes</i> , Das jüngste Kaiserreich Mandschukuo | |
| <i>Rodenwaldt</i> , Olympia | |
| <i>Justi</i> , Im Dienste der Kunst | |
| <i>Keyserling</i> , Das Buch vom persönlichen Leben | |
| <i>Höcker</i> , Zietenhusaren | |
| <i>Drascher</i> , Vorherrschaft der weißen Rasse | |

Walther Victor: „*Marchesa Spinola*“.

Ein romantisches Gemälde um Anton van Dyck. Verbano Verlag, Locarno 1936. Historisch ungewisse Einzelheiten, indirekt damit zusammenhängende Tatsachen und dichterisches Vermögen haben zusammengekoppelt schon oft anregend Neues gezeitigt. Walther Victor versucht mit diesen Mitteln des Malers Anton van Dyck seltsam scheinende Persönlichkeit in ein stärkeres Licht zu rücken. Das neuentstandene Bild läßt mit der nur halb erwiderten Liebe zur Marchesa Spinola, die er in Genua malt, und mit der Schilderung historischer Gestalten und sonderbarer Menschen neue Verständnismöglichkeiten erkennen. Leider nur fehlt eine ganz klare Einheit in diesem novellistischen Gefüge, um allen Einzelbeobachtungen ein nötiges und überzeugendes Rückgrat zu geben.

OTTO BRATTSKOVEN

Hermann Eris Busse: *Hans Thoma* (Rembrandt-Verlag, Berlin. 100 Abbild. Geb. RM. 6). Hans Thoma — heute schon Legende. Gute Bildauswahl, wesentlich Gemälde. Im Text spricht der Mensch lebendig und gegenwärtig, sehr modern anmutend. Ein Thoma-Wort: „Daß der Künstler Eigenes zu geben habe, dem stimmen gar viele zu, die aber dann verlangen, daß dies Eigne so sein soll, wie sie es sich denken.“ Thoma ein Deutscher, ein Stiller im Lande, ein Vorwurf für alle Lautsprecher.

ALFRED THON

Ludwig Frh. v. Ompteda: „*Notizen eines deutschen Diplomaten*“. Hrsg. von Roderich Frh. v. Ompteda. Dtsch. Verlagsges. m. b. H., Berlin. (Geb. RM. 3.80.) Tagebuchartige Aufzeichnungen (1804—1813) eines klugen Mannes, der als Hannoverscher Minister und Gesandter stets dort gelebt und scharf beobachtet hat, wo die „Drähte der Historie gezogen“ worden sind. Für den Geschichtsforscher sehr wertvoll, aber auch für den „Laien“ recht fesselnd, weil mit abenteuerlichen Szenen und treffenden Charakteristiken bekannter Gestalten (Stein, Hardenberg, Schill, Jean Paul, Frau v. Staël usw.) ausgestattet.

HEINZ LUEDECKE

Franz Carl Endres: „*Die Zahl in Mystik und Glauben der Kulturvölker*“. Rascher-Verlag, Zürich und Leipzig. (RM. 4.60.) Jede Zahl hat einmal in der Geschichte Symbolgestalt und Symbolgehalt angenommen, nicht nur

die böse Sieben oder die Dreizehn. Endres hat den Sachverhalt untersucht und ist dabei zu einer Kulturgeschichte in nuce, man möchte sagen in numero, vorgedrungen. Jedenfalls haben wir selten soviel Interessantes aus Religion, Mystik und Kultus auf ganzen 179 Seiten beieinander gesehen. Es ist ein Zahlenroman, so spannend.

PETER LI

Rudolf von Laban: *Ein Leben für den Tanz.* Erinnerungen. Carl Reißner Verlag, Dresden. (Geb. RM. 4.30.)

Mary Wigman: *Deutsche Tanzkunst.* Carl Reißner Verlag, Dresden. (Geb. RM. 5.80.) Die Erinnerungen Labans werden für die noch zu schreibende Geschichte des deutschen Kunsttanzes einmal von besonderer Wichtigkeit sein. Sie spiegeln sprühende Lebendigkeit, entwickeln den Werdegang eines unermüden und fantasiebegabten Mannes, dessen fanatische Lebensarbeit den heute internationalen Begriff des „new German dance“ hat mitschaffen helfen. — Das Buch seiner größten Schülerin, dem überdies ein ausgezeichnetes Bildmaterial beigegeben ist, zeigt ebenfalls die ganz aus der natürlichen Bewegung abgeleiteten Grundlagen ihres Tanzstiles. WERNER HENSKE

Büchmann: *Geflügelte Worte. Der Zitatenschatz des deutschen Volkes.* Neu bearbeitet und herausgeg. von Valerian Tornius. Reclam-Verlag, Leipzig. (Geb. RM. 3.50.) Man blättert im Vorwort und findet bestätigt, was man vermutete: es ist ein Buch aus der Zeit, da der Großvater die Großmutter nahm, 1864 zum ersten Male erschienen, begierig aufgenommen von einer zitatenseligen Epoche. Inzwischen selbst zum geflügelten Wort geworden, geistert Büchmann mit einem reichlich langen Bart immer noch durch die Stuben der gebildet sein wollenden Welt. Wer also unbedingt erfahren muß, wer das einst sagte: „Ich bin dein Vater Zephises Und hab dir nichts zu sagen als dieses“, der wird es hier nachschlagen können. Denn der Zitatenschatz weiß alles.

ARNOLD LITTMANN

Berichtigung

Hutten-Czapski: Sechzig Jahre in Politik und Gesellschaft. Verlag Mittler & Sohn, Berlin: Der Preis beträgt RM. 25.— (nicht RM. 6.50, wie versehentlich angegeben).

Der ernste Filmfreund, der im Film neben der Unterhaltung, neben schönen Darstellerinnen und interessanten Darstellern, auch den Ernst der künstlerischen Arbeit sieht und sich mit ihr auseinandersetzt, liest die

Filmwoche

das gutgeleitete Wochenblatt in Kupfertiefdruck, 32 Seiten stark, mit vielen großen, oft ganzseitigen Bildern.

Jede Woche u. a.:

1. Eine Künstler-Biographie mit Rollen- und Heimaufnahmen.
2. Bilder und Kritiken neuer Filme.
3. Ein Roman, zwei Seiten für den Photo-Amateur, zwei modische Seiten für die Frau, ein Preisrätsel und ein umfangreicher Briefkasten.



Probennummern kostenlos und unverbindlich durch d. Verlag „Filmwoche“, Dessauer Str. 7

Aus unserer Filmkritik: Der Film schloß bei seiner Premiere mit einem schönen persönlichen Erfolg der Darsteller ab; dramaturgisch wie auch regiemäßig weist er einige Unzulänglichkeiten auf, die ihren Ausgang wohl von einem Drehbuch nehmen, das die Faktoren des guten Unterhaltungsromans (nach dem der Film hergestellt wurde) allzusehr verschiebt. Im Roman spielt sich die Haupthandlung auf der Insel selbst ab; — da das Tempo dieser Handlung den dramaturgischen Notwendigkeiten wohl nicht ganz entsprach, verlegte das Drehbuch das Hauptgewicht auf die Vorgänge in Paris, wo die Langusten-Schwindler-Firma von wenig ehrliebenden Kaufleuten gegründet wird, und dichtete als Schluß-Apotheose eine ganze Seeräuber-Romantik hinzu. Alles in allem also ist der Roman eine Sache für sich — und der Film eine andere Sache. Wenn auch die dramaturgischen Einwendungen gegen den Roman nicht von der Hand zu weisen sind, so hätte doch wohl eine andere Ballung genau derselben Ereignisse denkbar sein können. Man hätte für den Film die schönen Möglichkeiten einer schnittweisen Auflockerung und Aufteilung der Handlung zur Verfügung, die wohl vollkommen ausgereicht haben würde, diesem im Grunde sozialen Filmstoff seinen wertvollen, unsensationellen Charakter zu erhalten. — Interessant ist . . . usw.

Gratis erhalten Sie ein **Großphoto** Ihres Lieblingsschauspielers (evtl. auch mit Autogramm), wenn Sie für sich oder einen Ihrer Bekannten ein Vierteljahres-Abonnement auf die „Filmwoche“ bestellen. Füllen Sie nachstehenden Bestellschein aus und senden Sie ihn an den

Verlag der „Filmwoche“, Berlin SW 11, Dessauer Straße 7

Bestellschein

Schicken Sie mir ab sofort / ab die „Filmwoche“, jede Woche ein Heft, zum Preise von monatlich RM 1,— und 6 Pfg. Bestellgeld, vierteljährlich RM 3,— und 18 Pfg. Bestellgeld.

RM 1,06 / 3,18 anbei in Marken — sind auf Postscheckkonto Berlin Nr. 144 überwiesen — sind per Nachnahme zu erheben (Nichtgewünschtes bitte durchstreichen)

Name:

Wohnort:

Straße:

Erhält der Verlag nicht spätestens 14 Tage vor Ablauf des Abonnements eine Abbestellung, so soll die Lieferung bis auf weiteres weiter erfolgen



Biedermeier auf Walze

Aufzeichnungen u. Briefe des Handwerksburschen Johann Eberhard Dewald 1836–1838. Herausgegeben von Georg Maria Hofmann. 8°. 206 Seiten, reich illustriert mit zahlreichen Schwarzweißzeichnungen. Ganzleinen, vierfarbiger Schutzumschlag RM. 4.20

Vor gerade hundert Jahren niedergeschrieben, sind die Berichte dieses wandernden Gefellen von geradezu überraschender Zeitnähe. Sie geben in ihrer Herbhheit, ihrem feeltischen Aufschwung und ihrem verschmitzten Humor ein Bild des deutschen Menschen, wie es ein Dichter nicht eindringlicher formen könnte.

In diesen Briefen und Blättern lebt ein Mensch aus kernigem Holze geschnitten, voll warmer Religiosität, romantischem Fernweh und ganz und gar deutscher Art. Der Zauber der Wanderburschenzeit spricht aus jeder Zeile, und Freud und Leid des Handwerksburschen zeigen, wie auf solcher Fußreise der Junggefell zum Manne heranreift.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung!

SCHLIEFFEN-VERLAG · BERLIN SW 11

*Wenn Sie nach Berlin kommen
verlangen Sie in Ihrem Hotel das*

BERLINER PROGRAMM **(BERLIN'S WEEKLY DOINGS)**

Die Wochenschrift für den Fremden in Berlin

Kostenlose Verteilung in Hotels, Gaststätten, Reise- und Schiffahrtbüros und sonstigen Auskunftsstellen.

Das Berliner Programm enthält die vollständig. Programme der Theater, Konzerte, Kinos, Vorträge, Führungen, Ausstellungen und Messen, Rennen und Sport. Besuchszeiten der Museen und Schlösser, Adressen der Gesandtschaften u. Konsulate u. a. m.

Probenummern kostenlos durch **Berliner Programm-Verlag**
Berlin W 35, Potsdamer Straße 28

Von Woche zu Woche den Blick in die Zeit,

in das Weltgeschehen — in die Politik, Wirtschaft,
Kultur und Technik — dazu eine Fülle ausgewähl-
ter Unterhaltung auf allen Gebieten, auch für die
Familie, vermittelt Ihnen klar und übersichtlich die
am Donnerstag jeder Woche erscheinende Zeitung

„Deutsche Wochenschau“ Umfang 32 Seiten
Bezugspreis 98 Pfg. monatlich frei Haus

Machen Sie einen Versuch,
unverbindlich und kostenfrei erhalten Sie Probe-
nummern vom Verlag

„Deutsche Wochenschau“
Berlin-Schöneberg, Herbertstraße 4

Vergessen Sie nicht auf Ihrer Reise Meyers Reisebücher

Ausführliches Verzeichnis
in jeder Buchhandlung

Neuerscheinungen

Grellius Buchhandlung u. Antiquariat

Berlin W 8, Mohrenstr. 52 / A 2, Flora 7626
[U-Bhf. Friedrichstadt] / Gegründet 1737

Größtes Antiquariatslager

Ankauf einzelner Stücke und ganzer Bibliotheken



liefert die

Graphische Kunstanstalt

MAX MITTELBACH

INH. A. GÖTZ

BERLIN W 57 • BÜLOWSTR. 66
FERNRUF: B 7 6143

Verantwortlich für die Schriftleitung: Edmund Franz v. Gordon, Berlin-Steglitz. — In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung: Dr. Gustav Wall, i. Fa. Buchhandlung und Zeitungsbüro Morawa & Co., Wien I. — Schriftleitung: Berlin-Steglitz, Althoffplatz 4, Telefon: G 9, (Albrecht) 4434. — Verlag: Heinrich Jenne Verlag, Berlin-Steglitz. — Auslieferung und Anzeigenannahme: Bibliographisches Institut AG., Leipzig C 1, Täubchenweg 17, Telefon: 71246. — Verantwortlicher Anzeigenleiter: Hans Schmiedicke, Markkleeberg. — DA. L 36:10000. Zur Zeit ist Anzeigenliste 4 gültig. — Druck: Bibliographisches Institut AG., Leipzig C 1, Täubchenweg 17. — Der „Querschnitt“ erscheint einmal im Monat und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. Einzelpreis 1.— RM., bei Jahresbezug (12 Hefte) 10.— RM. Preise für das Ausland (mit Ausnahme der Schweiz und Palästina) um 25% ermäßigt.

Geschichte der Malerei

in ausgewählten Beispielen der bedeutendsten Gemälde

Das Gesamtwerk umfaßt zwölf Bände im Format 22×31 cm
Jeder Band enthält 104 ganzseitige Kupfertiefdrucktafeln

Die einzelnen Bände sind in sich abgeschlossen und enthalten jeder
einen Zeitabschnitt aus der Blütezeit der deutschen, italienischen,
niederländischen, spanischen, französischen und englischen Malerei.
Ein kurzer, von den besten Sachkennern verfaßter Text bringt die
wichtigsten kunsthistorischen Daten und Erläuterungen

Jeder Band ist einzeln käuflich
in Leinen RM. 12,50, in Halbleder RM. 16,50

Bisher erschienen:

Deutsch, Deutsche Malerei des 16. Jahrhunderts / Troche, Italienische Malerei des
14. und 15. Jahrhunderts / Goering, Italienische Malerei des 16. Jahrhunderts
Goering, Italienische Malerei des 17. und 18. Jahrhunderts / Troche, Nieder-
ländische Malerei des 15. und 16. Jahrhunderts

Bis Juni 1936 erscheinen:

Deutsch, Deutsche Malerei des 15. Jahrh. / Grosse, Niederländ. Malerei des 17. Jahrh.

A U S D E N U R T E I L E N

Es bereitet sich eine Gesamtschau der europäischen Malerei vor, wie sie in dieser hand-
lichen Form, auf so gedrängtem Raum, in dieser vorzüglichen Wiedergabe und zu so
volkstümlichem Preis bisher nicht vorstellbar gewesen ist. Eine einzigartige Tat.

Mitteldeutschland (Saale-Zeitung), 21. Januar 1936

Die Tafeln sind die Hauptsache und sie sind so geschickt ausgewählt, unter Berücksich-
tigung nicht nur der großen Sammlungen, sondern auch des Privatbesitzes und der
kleineren Museen, sie sind überdies zum allergrößten Teil in Kupfertiefdruck so schön
gedruckt, das man den Band mit großem Vergnügen durchsieht und sich schon jetzt auf
die folgenden freut . . . Es gibt eine Menge Bilderbücher der deutschen Malerei;
wenn man dieses durchsieht, dann hat man das Gefühl, auf bekanntem Gebiet Ent-
deckungen zu machen und Bereicherungen zu empfangen, wie sie nicht häufig sind. Aus-
stattung und Druck des Werkes sind ausgezeichnet. Deutsche Zukunft, 6. Oktober 1936

Die preiswerten Bände in ihrer überraschend schönen Ausstattung dürften in ihrer
Gesamttheit ein Bilder-Korpus ergeben, wie es in ähnlicher Weise bisher nirgends
bestand. Die vielerlei Möglichkeiten der Bildauswahl sind hier zu einem Prinzip ver-
dichtet, das gleichermaßen die entwicklungsgeschichtlichen Marksteine der europäischen
Malerei berücksichtigt und eine große Zahl, dem Laien unbekannter und auch dem
Forscher vielfach in guten Reproduktionen entrückter Werke dem Zusammenhang ein-
gliedert. Das Bildmaterial mit seinen vielen Überraschungen lockt zu immer neuen
Betrachtungen; die Reproduktion ist in Ton und Klarheit mustergültig. Ein Standard-
werk neuerer Kunstpublikation und modernen Buchdrucks. Die Weltkunst, 9. Febr. 1936

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Kurt Wolff Verlag · Berlin

Die großen Dichter der niederdeutschen Heimat

in völlig neugestalteten Ausgaben des Bibliographischen Instituts

*

Storms Werke

Illustrierte Ausgabe in 9 Bänden. Mit einer Vorrede von Hans Friedrich Blunck und Federzeichnungen von Karl Wernicke. Nach der von Theodor Hertel besorgten Ausgabe neubearbeitet und erweitert von Fritz Böhme

Reuters Werke

Illustrierte Ausgabe in 12 Bänden. Mit einer Vorrede von Friedrich Griefe und Federzeichnungen von Fritz Koch-Gotha. Neu herausgegeben von Professor Dr. W. Seelmann und Professor Dr. H. Brömse

Die besonderen Vorzüge dieser Ausgaben:

1. Geschmackvolle Bände in moderner Romanausstattung; großer, klarer Druck
2. Keine Auswahl, sondern das vollständige Werk in wissenschaftlich einwandfreier Form
3. Literarhistorische Anmerkungen und Erläuterungen in besonderen Bänden
4. Einzelabgabe der Bände; keine Verpflichtung, das ganze Werk zu kaufen
5. Niedriger Preis: jeder Band in Ganzleinen nur **1⁹⁰** RM.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Verlag Bibliographisches Institut AG., Leipzig

z. 8° 1291